

# Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

11. Heft

November 1930

5. Jahrgang

## Die Geschichte des Vereins für das Deutschtum im Auslande — eine Geschichte des deutschen Volksgeistes

von Dr. Richard Esaki-Hermannsstadt

Geschichtlichkeit im tiefsten und edelsten Sinne des Wortes, d. h. tief einschneidende Bedeutung für die Entwicklung des gesamtdeutschen Volkstums kann der Verein für das Deutschtum im Auslande bei Vollendung seines fünfzigsten Arbeitsjahres beanspruchen. Und der Wert eines marksteinsetzenden geschichtlichen Werkes kommt der Festschrift zu, die aus diesem Anlaß erschien und von Erwin Barta und Karl Bell geschrieben wurde.<sup>1)</sup> Die unvergleichliche Fülle des Quellenmaterials, das hier zum ersten Male aus allen, auch den entlegensten Teilen des deutschen Sprachgebietes zusammengelagert wurde, die meisterhafte, oft zu dramatischer Spannung und Steigerung anwachsende Darstellung, der überall durchdringende Puls eines großen persönlichen Erlebens am Erwachen des deutschen Volkstums — all diese und noch viele andere bedeutsamen Umstände gestalten das Werk zu einem der wertvollsten Selbstzeugnisse unseres Volkes in dem Jahrzehnt seit dem Weltkriege.

Wir Auslandsdeutsche im besondern haben alle Ursache, uns in die „Geschichte der Schularbeit am deutschen Volkstum“ ernstlich zu vertiefen. Ist doch hier die Frage, die im Mittelpunkt unseres Daseins und unseres Denkens und Fühlens steht, endlich einmal in allen ihren Einzelheiten aufgedeckt. Die Frage nämlich, wie es im letzten halben Jahrhundert zu einer im Endergebnis immer zwangsläufigeren Annäherung zwischen dem Mutterland einerseits und dem Grenz- und Auslandsdeutschtum andererseits gekommen ist.

Der erste Teil des Buches, die Darstellung der „Geschichte des Schulvereins Südmärk“ in Österreich bildet gewissermaßen eine großartige Overtüre zur Gesamtdarstellung des Vereins für das Deutschtum im Auslande. Denn die vorbereitenden Schritte der völkischen Schularbeit sind nicht im Binnenlande erfolgt, nicht dort, wo im behäbigen Schutze des neuen Deutschen Reiches seelische und

<sup>1)</sup> Geschichte der Schularbeit am deutschen Volkstum von Erwin Barta und Karl Bell. B. D. U. Wirtschaftsunternehmen, Dresden 1930.

materielle Geborgenheit herrschte, sondern in der Grenzmark, dort, wo in der Uneinander- und Ineinandergehobenheit deutschen, slawischen und romanischen Volkstums die Frage der Eroberung und des Verlustes von Volks- und Kulturboden eine Sache der täglichen Praxis und des Allgemeinbewußtseins war. Hier in Österreich sind im Auf und Ab des Schul- und Sprachkampfes die Methoden und der Geist des Ringens um das Volkstum als tragende Idee und die so nötigen Einzelheiten der Arbeitsmethoden ausgebildet worden. Von Österreich aus sind die Schlagworte und Anregungen hinübergesprungen in das Mutterland.

Das aber, was zündete, was den eigentlichen innerlichsten Antrieb zu einer Bewegung und organisatorischen Zusammenfassung der Geister und Kräfte in Deutschland bildete, kam nicht unmittelbar aus Österreich. Die Form, den Rahmen, das Werkzeug lieferte Österreich, der Inhalt kam aus weiteren Bezirken, kam aus dem Inselfeutschtum selbst.

Zu Anfang der 80-er Jahre standen die Siebenbürger Sachsen auf dem Höhepunkt ihres Mittelschulkampfes. Die Aufmerksamkeit des geistigen Deutschland wendete sich damals zum ersten Male in allgemeinerer Weise dem zähen Daseinskampfe der Sachsen zu — die starke Antriebskraft für die Gründung des „Deutschen Schulvereins“ war gegeben. Mit Recht nimmt die Darstellung dieses Kampfes der Siebenbürger Sachsen und vor allem dann ihr mannhaftes Eintreten für die deutsche Sache gelegentlich der Anfeindungen des Schulvereins von magyarischer Seite aus einen überaus breiten Raum in dem von Bell geschriebenen Teile ein.

Nicht nur die Tatsache, daß die damals so fürchterlich isolierten Siebenbürger Sachsen für ihre Schule kämpften und damit das erste praktische Beispiel der Minderheitenbewegung boten, ist von einschneidender Bedeutung, sondern vom allgemein deutschen Gesichtspunkt ist wesentlich, daß hier zum ersten Male das Gewissen der Gesamtnation handgreiflich hingelenkt wurde auf das außerhalb der Grenzen ringende Volkstum und vor allem auch auf das Problem der Volksgenossen die — nicht zuletzt durch die Schuld des Mutterlandes selbst — die Fühlung mit ihrer Urheimat und so auch mit dem Volkstum verloren hatten oder endgültig zu verlieren in allergrößter Gefahr waren. Der Abschnitt des Werkes, der die Entwicklung im Deutschtum Ungarns (außerhalb der Siebenbürger) darstellt, gehört zu den interessantesten und aufschlußreichsten Kapiteln Dr. Bells und offenbart die großzügige und doch ins einzelinste hinein dringende Übersicht und Einsicht des Verfassers.

Damals, an dem Beispiel der Siebenbürger Sachsen und an den krassen Gegenbeispielen der übrigen Deutschen Ungarns wuchs das Volksprogramm des V. D. U. empor, das bis auf den heutigen Tag — in ungeheuer vergrößertem Rahmen — das gleiche geblieben ist. „Die Bedeutung des V. D. U. lag und liegt in der Erhaltung und Pflege volksdeutschen Denkens durch den Zeitraum von 50 Jahren, also auch in der Zeit, da im Reiche staatliche Einstellung entscheidend wurde und Volksbelange kaum mehr erkannt und gewahrt wurden. Der V. D. U. stellt die Verknüpfung dar zwischen der mächtig einsetzenden volklichen Besinnung unserer

Zeit, mit der ein neuer Abschnitt deutscher Geschichte beginnt, und den Jahrzehnten am Beginn des vorigen Jahrhunderts, in denen die Erneuerer deutscher Gesinnung deutsches Leben aus Volkstumskräften gesunden ließen. In der Zeit, da es für die Deutschen im Reich nur noch einen Staat, aber kein Volk, ersaft als Kultur-gemeinsamkeit, gab, hat der Allgemeine Deutsche Schulverein seine große geschichtliche Bedeutung darin, daß er nahezu allein volkliches Denken wahrte. So hat ihn die Geschichte dazu berufen, in der Gegenwart Sammelbecken zu sein für die Massenkräfte, die zur Gemeinsamkeit drängen und in dem gesinnungsmäßigen Zusammenfinden des Weltdeutstums unsere Zukunft sehen.“

Der V. D. U. als „Sammelbecken der Massenkräfte“ im deutschen Volk und als Wegweiser für ein „gesinnungsmäßiges Zusammenfinden des Weltdeutstums“ — dies aus der Gegenwart und aus dem Blick in die Zukunft darzustellen, ist die wundervolle Aufgabe des Geschichtsschreibers des V. D. U. im Schlußteil seines Werkes. Trotz der Überfülle des zuströmenden Stoffes, trotzdem gewissermaßen jeden Tag ein neuer deutscher Volksteil in irgendeinem Winkel der Welt „entdeckt“ wird und nun auch dargestellt werden will, wahrte der Verfasser die große Linie der Entwicklung und der von ihm erschauten Idee. Es ist eine wahre Freude, diesen Teil des Buches zu lesen, wie Tausende von jungen Menschen den Deutstumsgedanken und die Arbeit für das Auslandsdeutstum in den Mittelpunkt ihres Daseins stellen, wie die unerschöpflichen Kräfte des deutschen Mutterbodens, einmal zum Reimen und Wachsen gebracht, sich entfalten und für die Zukunft eine fast unermeßlich scheinende Ernte versprechen.

Mut und Zuversicht können wir alle aus diesem Buche schöpfen. Dank aber wollen wir den Verfassern sagen, die eine schwere, aber auch unerhört dankbare Aufgabe erfüllt haben. Man spürt, wie die Darstellung dieses großen Volksmysteriums ihre Feder beschwingt, ihr Innerstes aufgerüttelt hat, so daß wie bei einem echten großen Kunstwerk ihre Erschütterung sich auf uns überträgt!



## Geheimen Deutschland?

von Dr. phil. et jur. Walther Tritsch-Berlin

Gegen alles, was sich nicht leicht übersehen, was sich nicht messen und zählen, nach Köpfen, Kerzenstärken oder Geistbeziehungen bestimmen oder abschätzen läßt, ist man heute mehr als mißtrauisch. Und mit Recht: denn in einer durch Arbeit, Verkehr, Lärm und Mode klein und öffentlich gewordenen Welt mit ernstest und schweren Lebenskämpfen lockt jedes künstlich romantisierende Geheimtun, jedes Sich-Willkürlich-Absondern („Sich-Besserdünnen“!) den begründeten Verdacht hervor, als ob man gerade dadurch hätte nur auffallen, nur von sich reden machen wollen und dabei gleichzeitig die Verantwortung für das, was man tat und anscheinend öffentlich zu tun nicht wagte, gern von sich geschoben hätte. Und

außerdem hofft ja jeder „geheime“ Täter auch immer ein wenig, nicht sein Tun (das freilich stets problematisch bleiben muß), sondern nur seine Absicht, nur sein Sinn werde maßgebend sein und die Beurteilung seines Handelns bestimmen können. So hat alles „Geheime“ von Anfang an, heute wie allezeit viel Mißtrauen gegen sich.

Aber es gibt auch noch ein Geheimes anderer Art. Eines, das vielleicht jedem von uns schon an der nächsten Wegesbiegung überraschend entgegentreten kann, offen im Mittagslicht entgegentreten, unverhüllt entgegentreten — wir aber sahen es noch nie, wußten nichts davon; haben noch keinen Namen dafür. Und gerade weil sich uns dieses Offenkundige, frei jedem Schauenden Sichtbare nicht entziehen mag, obwohl es uns schön erscheint und unfasslich wie nur das Unerhörte, und weil wir es nicht rufen, uns nicht erklären können: darum nennen wir es, wie eben alles Unfassliche „Geheim“.

\*

Das Wort vom „geheimen Deutschland“ tauchte vor einigen Jahren zum erstenmal öffentlich auf, und zwar tief unten im italischen Süden, im Adlerneß mit den unseren Weltzeit-Traum umschließenden Ruinen, am Grabmal des großen Staufers Friedrich II. Dort fand sich an einem Vorfrühlingsmorgen, der ein Gedenktag war, ein frischer Lorbeerfranz, der solche Aufschrift trug. (Ernst Kantorowicz erwähnt in seinem Buch über diesen letzten Weltherrscher der germanischen Christenheit mit wirklich universalem Anspruch diesen Vorfall an bedeutsamer Stelle und in seiner Widmung.) Das geheime Deutschland grüßte so den zauberreichsten unter seinen großen Ahnen.

Wer war dieses geheime Deutschland?

Parteien stritten noch um rechts und um links, schlugen sich um Programme, vertrugen sich und vertuschten einander um Kompromisse: die Ziele deutscher Politik, die Ausdrucksformen deutscher Kunst, die Ordnungen deutscher Kultur waren seltsam ungeistig geworden. In dieser Zeit großer Worte und unsichtbarer Taten traten ein paar Menschen auf, einzeln, gar nicht in geschlossenem Zug, da einer und dort einer, und taten das, was eigentlich die Führer der großen Worte hätten tun oder wenigstens versuchen müssen: sie gaben deutscher Jugend wieder einen geistigen Inhalt. Und das zu einer Zeit, als „national“ und geistig schon fast zu Gegensätzen, jedenfalls zu Gegenpolen des Handelns geworden waren. Einzelne Bücher erschienen da und dort, so wie alle Bücher eigentlich immer erscheinen sollten: nicht als Sprachrohr oder Selbstzweck und Ziel oder als nur zur Kenntnis zu nehmender Inhalt, sondern als Früchte praktischen Tuns, als Niederschlag täglicher, unmittelbar menschlicher Wirkung. Die „Stimmen des Rheins“ wurden gesammelt, nicht um den Deutschen zu zeigen, welche wirtschaftliche oder militärische Wichtigkeit das Uferland zu beiden Seiten dieses Stromes habe, sondern um sie zu erinnern, welche geistigen und volklichen, welche realen und mythischen Kräfte die Deutschen in Jahrhunderten aus diesem Strom gewinnen durften, und welches Gesicht dieser Landschaft eigen ist. Die „Germanischen

Heldensagen“ wurden aufgesucht und neu überseht, um fühlbar zu machen, wie das Blut=Erbe und Geist=Erbe dieses Volkes zusammenhänge. Ein großes fünfbändiges „Lesewerk: Der Deutsche“ wurde herausgegeben, darin die bedeutsamsten Stücke deutscher Selbst- und Weltbesinnung, deutscher Selbst- und Weltbetrachtung, rückschauend bis ins Bild der Antike bei den Deutschen, vorschauend bis in die Nöte der Gegenwart, im Chor der schönsten deutschen Prosa des Goetheschen Zeitalters von Gregorovius bis Nietzsche vereinigt sind. Das Gespenst der erblichen Entartung, des Geburtenrückganges, des Rassen Todes aller wertvolleren Erblinien begann mit den wachsenden neuen Einsichten in die Naturgegebenheiten der Vererbung umzugehen: das öffentlich sichtbare Deutschland trat mit Nordrassenromantik, mit Blutverdächtigung am lieben Nachbarn, mit Anhimmlungen markiger Einfalt hervor und pries als einzige Rettung blinde Kinderzwang- und blinde Aufartungs=Verordnungen, die der Staat erlassen sollte, und an deren Vergeblichkeit schon das antike Rom zugrundegegangen war, oder bejahte die neue internationale gesichtslose Humanität. Nur das geheime Deutschland rollte allein die Frage auf und weckte das Bewußtsein, daß man zwar durch noch so viel Geist niemals Blut ersetzen, aber daß man nur durch Geist das Blut zwingen, formen und führen könne. So entstanden „Norm und Entartung des Menschen — Norm und Verfall des Staates.“ Aus Bibliotheken antiquarisch verstaubter Weisheit oder aus blinden Psychologisierungen der Geschichte (als ob die Menschen der Vorzeit ein modernes Zeitungslesergemüt besessen hätten) führten knappe Einzelmonographien Blick und Wissen wieder zu den großen Gestalten jener Zeit der schönsten deutschen Blüte, des weitesten deutschen Welt-Traumes: zu den Dichtern, Kaisern und Vetern des frühen Mittelalters. Die Reihe „Heilige und Helden“ entstand. Und als dann allmählich der Widerhall auf solche Mahnrufe und Leistungen und Erinnerungen in der deutschen Jugend nicht ausblieb, wurde das beispielgebende Buch über die Frage geschrieben, ob der Dichter denn wirklich, über die politischen Tagesführer hinaus, auch heute noch das Gesicht einer Zeit bestimmen und das unmittelbare Tun einer ganzen Generation leiten und formen könne: „Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik.“

Bald nach dem ersten Hervortreten solcher immer wieder auf sich allein gestellten, wenn auch nicht vereinzelt Leistungen erschien dann das lange angekündigte umfassendste Buch des Dichters Stefan George „Das Neue Reich“ — und das zentrale Gedicht, um welches all die anderen Hymnen und Tafeln, Gesänge und Sprüche dieses Gesamtwerkes herumgewachsen und -gegliedert waren, wie die Organe im Blutkreislauf um ein lebendiges Herz, trug die Aufschrift: „Das Geheime Deutschland.“

Aha — also war dies vielleicht nur eine neue, pompös anmaßliche Bezeichnung für den alten vielberufenen „Kreis“ um den alternden Dichter Stefan George? Für jene Priester, die „wunderbaren Weihrauch zu streuen verstehen und beim Brand des Tempels nur gutgezogene Gebete murmeln statt zu löschen, zu kämpfen oder neu wieder aufzubauen“? Aber diesen „Kreis“ gibt es ja gar nicht mehr,

eigentlich schon seit dem „Stern des Bundes“ nicht! Denn mit der Schaffung einer wirklichen geistigen Gemeinschaft war sein Zweck erfüllt. Das „Neue Reich“ wußte bereits von anderem Leben zu künden: ein neues Reich ist ja nur möglich, sobald der Einzelne aus der gewonnenen Gemeinschaft wieder hinausfindet und allein seine Verantwortung und seinen Sinn tragen mag und soweit er seine Aufgabe überall auch als Einzelner zu erfüllen Kraft genug behält: wenn auch noch das lärmendste Getriebe der äußeren Heimat ursprünglicher Boden für ihn bleiben kann und so unbetretenes Gebiet wie der finsterste Urwald . . .

Das geheime Deutschland: das sind heute jene, deren Kraft groß genug ist, im Getriebe des Tages- und Stundennutzes und der vertretbaren Vorteile für sich allein zu stehen und allein auf lange, auf gleichsam ewige Sicht zu bauen, sich in jedem Augenblick zu bewähren und dabei in jedem Augenblick sichtbare Träger eines unsichtbaren Reiches zu sein — und wo deutsche Jugend sich geistig zusammenschließt, sind sie zu finden.

\*

Wohl der hervorragendste Gestalter dieses geheimen Deutschland, Freund und Berater jedem Ringenden, wissender Lehrer den Weisesten und Führer der Jugend, der nun in den Frühlingstagen uns allzufrüh entriessene Friedrich Wolters, gab dem Wort einen umfassenden, zugleich geistigen und praktisch politischen Sinn. Zu einer Zeit, als man es noch für der Weisheit letzten Schluß hielt, jede Menschengestalt, jede Leistung, soziologisch oder psychologisch als „vor allem menschlich“ (das hieß: aus der Froschperspektive) zu zerfasern und zu zerreden, erneuerte er das Wesen heroischer Geschichtsauffassung. (Damals war heroisch noch kein Schlagwort und diente noch nicht dazu, irgendwelche Hauptkerle aus Geschmacksrücksichten zu verhimmeln). In seinen Vorlesungen über neuere Geschichte (1876 in Merdingen im Rheinland geboren, habilitierte er sich spät, erst 1913, an der Berliner Universität, kam dann nach dem Krieg als Extraordinarius nach Marburg und 1923 als Ordinarius nach Kiel) zeigte er einmal, wie man im neunzehnten Jahrhundert bedeutende Fortschritte im Landbau und in der Zucht der Tierrassen gemacht habe — und verglich damit die Bildnisse der dazu überlieferten Menschentypen. Als jäher beweglicher südenfroher Rheinländer plötzlich in dem kühleren Kiel zu leben gezwungen, nahm er sich dort der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft und mit ihr der deutschen Nordmark-Bewegung sehr bald führend an. Er reorganisierte den Zustrom der notwendigen Unterstützungsgelder, entwarf ein Programm der zu subventionierenden wissenschaftlichen Arbeiten, die den gerade heranwachsenden und zu fördernden Kräften gemäß waren, und nahm an den Vortragsreisen der Mitglieder dieser Gesellschaft führenden Anteil. Seine „Reden über das Vaterland“ (später bei Hirt in Buchform erschienen) verdanken diesem Anlaß ihre Entstehung. Er erreichte, daß binnen zwei Jahren der Anschluß der bürgerlichen und bäurischen Kreise der Landschaft an die Kieler Universität nach alter allzulang vergessener deutscher

Sitte wiederhergestellt war, und daß dort die Hochschule endlich wieder — im übrigen Deutschland ist dies seit wohl mehr als zweihundert Jahren sonst nirgend mehr zu finden — als lebendiger geistiger Ausdruck, als Herz und führende Mitte des Landes selbst auch von den einfachen, durch Arbeit der Hände sich ernährenden bodenständigen Menschen wirklich gewußt und empfunden wurde. Er ging den heute so vielberufenen Weg vom Geistigen zum Sinnlichen, der aber bei ihm nicht ein Weg ins Ungeistige war.

Und dieses Wunder — denn es mutet heute im Zeitalter des unlebendigen All-relativierens, des geistig überlegen tuenden wissenschaftlichen „Beziehungs“-Wahnes tatsächlich wie ein Wunder an — hat Friedrich Wolters weder durch politische Programme noch durch Kulturgesinnungen, weder durch Utopien noch durch Interessenverlockungen oder durch Rhetorik, sondern nur durch menschlich-unmittelbare Führung, durch stetig erneute Hinweise auf das im Augenblick gerade Wesentliche, kurz durch eine geistig freie, klare, bewußte Erziehung des deutschen Lebenswillens in der deutschen Jugend erreicht: Eine solcherart mündig gewordene deutsche Jugend, die sich nicht mehr durch Parteiprogramme und andere Eintagsfliegen-Machtpolitik verführen lassen mag, wurde dann genannt und nannte sich selbst mit jener Hoffnung, die viel Schweres, Ernstes, Verpflichtendes in sich birgt: das geheime Deutschland.

\*

„Geheim“ ist dieses Deutschland nicht im Sinne irgendeiner unterirdisch wühlenden Sekte oder Bewegung oder bündischen Beunruhigung, denn es kämpft ja immer mit offenem Visier und ist überall, wo es auftritt, dem nicht blinden oder böswilligen Auge sofort weithin sichtbar: geheim ist es nur in dem Sinne, in welchem alles echte und zukunftssträchtig schöpferische Leben geheim ist — man kann es nicht in Programme und Kennzeichen und Rezepte fassen, kann es niemals in Schemata pressen. Es hat gar keine einmaligen beschreibbaren Ziele und Zwecke, sondern will Träger und Vorkämpfer sein für einen Sinn. Sie glauben nicht, die Menschen dieses geheimen Deutschlands, daß durch irgendwelche Tagespolitik, durch irgendwelche heutige Willensdurchsetzung, hinter der sich heute bei allen Parteien in Wahrheit immer nur Interessendurchsetzungen verbirgt, je etwas Wesentliches getan werden kann. Sie verachten die heutigen Kompromiß-Sucher oder Kompromiß-Begnüger genau so wie die heutigen Unentwegten, die Utopisten die Durch=alle=Wände=Renner und die bald romantischen bald nur aus Streitsucht wirklichkeitsblinden Ideologen. Aber sie unterscheiden sich von diesen allen gar nicht so sehr und in erster Linie durch Ziele und Wünsche, sondern in allererster Linie durch ihr Leben und dessen erstrebten Sinn.

Überhaupt handelt es sich ja längst gar nicht mehr darum, heute noch irgendetwas „durchzusetzen“, angesichts der offenkundig gewordenen Tatsache, daß der staatsbildende Lebenswille des Volkes selbst erkrankt ist und jetzt seine hoffentlich heilsame Krise durchlebt. Im sinkenden Spät-Rom zum Beispiel hätten auch die

besten, weisesten oder richtigsten, gütigsten oder strengsten Staatsmaßnahmen nichts mehr gegen den immer weiter um sich greifenden Verfall helfen können: Gesetze sind immer nur Notbehelfe gegen nicht mehr hinreichendes Volksempfinden, das in schöpferischen Zeiten geweckt, am sichersten das richtige Verhalten aus sich gebiert. Wo dieses Volksempfinden allzusehr im Weichen ist, können auch die besten Gesetze nichts mehr helfen, nichts mehr retten, und echter Staatsmann, Staatsmann über die Nöte des Augenblicks hinaus, wird dann nur der sein, der dieses staatliche Volksempfinden von Mensch zu Mensch neu zu wecken versteht.

Gerade im Wecken solchen staatlichen Volksempfindens — und das erklärt zum Teil seine erstaunlichen Erfolge und seine erstaunliche Macht über Menschen — war Friedrich Wolters ein unvergleichlicher Meister. Es gibt ja Gesetze (und gerade die wesentlichsten Ordnungen des staatlichen, des schöpferischen Gemeinschaftslebens sind von dieser Art), die nur durch eigene Not und eigenen Widerstand fruchtbar und verbindlich werden können. Wolters verstand wie kein anderer solche Not und solchen Widerstand zu lenken, daß sich immer wieder und immer deutlicher aus der einzigen Lösung die neue Sitte oder das neue Gesetz ergab. Denn Sitten oder Gesetze, nur befolgt und nachgeahmt aus Liebe oder Furcht im Zeichen vergangener, von anderen, größeren schon einmal vorbildlich überwundener Not, versteinern bald, erstarren zu Formeln, sterben bald ab. Schon in seinem ersten Aufruf im Jahrbuch für die geistige Bewegung (1910) „an alle, in denen die Feuer der Jugend noch brennen“ zeigte sich Wolters vor allem als Bildner der Jugend, als Bringer und Geburtshelfer (nicht bloß als Errichter) neuer Gesetze. Sein festliches Werk „Herrschaft und Dienst“ hob ihn zum Rang des eigentlichen Lenkers in Stefan Georges geistigem Reich: er war in den Jahren seit 1914 Georges Speerträger und Staatsminister geworden und rettete einen großen Teil der deutschen Jugendbünde aus der Politik, aus der blinden Parteipolitik von rechts und links. Was heute an bündischer Bewegung, an bündischen Ideen, an bündischen Gestaltungen in jungen Herzen und Hirnen lebendig ist, geht auf ihn zurück, unmittelbar oder mittelbar auf ihn, auf sein Wecken und Wirken und Sagen, sein Zeigen und Führen, sein Fragen und Kämpfen und Locken im Zeichen des Neuen Menschen.

Ein solcher Prozeß von Mensch zu Mensch beginnt langsam, beginnt verborgen, beginnt „geheim“. Aber so wie beim Schachspiel die einfache Verdopplung des einen Weizenkorns auf dem zweiten Feld erst zwei, auf dem dritten vier und auch auf dem vierten nur acht Körner ergab — und trotzdem hätten längst ehe das letzte, das 64. Feld erreicht war, alle Weizenenernten der Erde nicht mehr hingereicht, die verlangte Samenförneranzahl der Spielregel zu erfüllen — ebenso könnte es auch mit solcher „geheimen“ Entdeckung sein. (Das letzte noch kurz vor seinem unerwarteten Tod vollendete Werk von Friedrich Wolters, die „Deutsche Geistesgeschichte seit 1890“ spiegelt den äußeren Ablauf einer solchen Erweckung in allen ihren Phasen wider, während seine hinterlassenen Dichtungen selbst wie Jahresringe dieser Erweckung sind, so „Wandel und Glaube“ und „der Wanderer.“)

Wie in den schwersten oder glücklichsten Gründungszeiten der Geschichte geht es jetzt nicht mehr um ein bestimmtes Was, das zu leben wäre, sondern um das Wie, in dessen Zeichen sich jedes Leben erneuert: und es könnte sein, daß jenes „Geheimnis“ das sich nicht in Geräten, Rüstungszahlen und Forderungen ausdrücken läßt, vor denen unsere allezeit unsicheren Nachbarn vielleicht wieder einmal zu zittern und zu feilschen fänden, sondern vorerst unsichtbar nur Herzen, immer mehr Herzen, verwandelt, eines Tages, ganz plötzlich und überall wieder als sichtbarer Lebensgehalt eines einigen Volkes in allwirkende Erscheinung tritt.

Dann brauchte man um Programme oder um deren Durchsetzung nicht mehr verlegen zu sein. Denn die echte „Bewegung“ gebiert sich, wie das Feuer, nur langsam, nur unter der Oberfläche des Tages. Sie tritt erst ans Licht, auf allen Oberflächen zugleich und unaufhaltsam und jäh und selbstverständlich, wenn alles Innen ein einziges einigverschmolzenes Blutmeer ist.

Vorher ist sie, unsichtbar und unerklärbar, nicht zu nennen, nicht zu fassen.

Nachher ist sie nicht mehr aufzuhalten. Aber dann besteht auch weder Neigung noch Notwendigkeit zu irgendwelchem Widerstand.

Denn Bewegte und Bewegende fühlen sich dann nur eines Herzens und eines Sinnes. Sie sind ein einzig-einziges Wesen geworden: ein Volk in der Wiederaufrichtung seiner Gegenwart — und ein solcher Augenblick ist genau das, was die alten Griechen den Kairos nannten.



## Kärnten als Bollwerk des deutschen Südostens

von Fritz Heinz Reimesch = Berlin

Der Abstimmungskampf der Kärntner vor zehn Jahren ist ein Teilabschnitt aus dem großen Ringen, das seit Jahrhunderten in dem Lande zu Füßen des Heiligen Triglaw ausgefochten wird. Germanentum, Slawen und Italiener stehen sich als Gegner einander gegenüber. Um die geopolitische Wichtigkeit dieses Gebietes, dessen Drehpunkt die Julischen Alpen sind, richtig verstehen zu können, muß etwas weit in die Geschichte zurückgegangen werden. Die Römer hatten ihre Herrschaft in diesen Gebieten stark fundiert, da durch sie die Heerstraßen nach Pannonien führten. Der Predilpaß, Emona, das heutige Laibach, die Claudia Celeja, das heutige Cilli, die Colonia Ulpia Trajana Poetovionensis, das heutige Pettau, als Sitz zweier Legionen und Brückenkopf an der Draulinie sollen nur die Bedeutung dieses Geländes kurz skizzieren. Die Völkerwanderung brachte die Germanen auf die Südseite der Alpen und im 7. Jahrhundert im Gefolge der Awaren die Slawen in die östlichen Alpenlande. Langobarden schufen ein starkes Reich und Cividale im Fsonzoland war eine ihrer Hauptstädte. Das ganze Land war voll germanischer Burgen. Karl vereinigte das Gebiet mit dem Reich. Die Patriarchen

von Aquiläja waren mit besonderen Vorrechten ausgestattete Reichsfürsten und wichtige Gegenspieler gegen die weltlichen Machtgelüste der Päpste. In der Karolingerzeit beginnt auch die planmäßige Einwanderung der Deutschen bayerischen Stammes in die Ostalpen, deren Herzog Garibald II. die nach Westen ins Pustertal vordringenden Slawen bereits an der Wende des 7. Jahrhunderts besiegt und sich botmäßig gemacht hatte.

Es kristallisiert sich ein Machtgebilde im östlichen Alpenland „Karantainen“. Kaiser Arnulf, der Urenkel Karls des Großen ist in Kärnten geboren, was beweist, daß der Hochadel zu dieser Zeit bereits deutsch ist. Salzburg, Freising und Uglei (so hieß Aquiläja lange Jahrhunderte im Volksmund) besitzen hier große Güter, christianisieren die Slawen und besiedeln das Ödland mit deutschen Bauern. Zur Zeit Heinrichs des Voglers ist Karantainen bereits ein selbständiges deutsches Herzogtum; das Bistum Gurk wird geschaffen, die Eppensteiner die weltlichen Herren, spielen auch jenseits der Alpen in Aquiläja eine große Rolle. Die Aufgabe der Patriarchen war, den Weg nach dem Südmeer für den deutschen Kaiser zu schützen. Das Deutschtum selbst ist in Adel und Bürgerschaft, aber auch im Bauerntum stark vertreten, doch es war Vorpostenstellung. Es gelang nicht, die friaulischen und slowenischen Elemente zu assimilieren, vielmehr verschmolzen langsam die deutschen Herren mit ihnen, während sich die deutschen Bauernsiedlungen noch bis vor 50 Jahren deutsch erhalten haben und man auch heute noch die Merkmale dieses versunkenen Deutschtums diesseits und jenseits der Julischen Alpen hundertfältig sehen kann.

Während das Oberkrainer Land ebenso wie das Friaulische uns verloren ging, was wir freilich politisch wenig merkten, da der Zugang zur Adria staatlich fest in der Hand Österreichs zu sein schien, hat sich das Deutschtum im Klagenfurter Becken, geschützt durch die mehr als 2000 Meter hohe Wand der Karawanken im Laufe der Jahrhunderte überall durchgesetzt und hat das rassenmäßig und kulturell schwächere slawische Element in sich aufgesogen. Jenseits der Karawanken die Slowenen, der kulturell am höchsten stehende südslawische Stamm mit starken germanischen Vorzeichen, politisch leider in maßloser Weise gegen das Deutschtum durch die unverantwortliche panslawistische Heze aufgestachelt; diesseits der Karawanken ein infolge seiner slawischen Blutbeimengung außerordentlich musikalisches, lebensfrohes Völkchen, in dem aber die germanischen Eigenschaften überwiegen, so daß die Kärntner als deutscher Grenzstamm ein ganz eigenartiges Gepräge tragen. Neben ihnen in kleiner Zahl die sogenannten Windischen.

Als im Oktober 1918 die weit in die lombardische Ebene vorgetragene Front zusammenbrach, besetzten die Italiener auch die slowenisch besiedelten Gebiete Istriens und des Küstenlandes. Von dem so viel gepriesenen Selbstbestimmungsrechte der Völker wollten die Sieger natürlich nichts wissen. Die Slowenen, die sich am 30. Oktober 1918 zum Slowenischen Volksrat zusammengefunden hatten, wußten nicht, wie sie sich für ihre dergestalt abgerissenen Brüder einsetzen sollten. 500.000, vielleicht auch 700.000 Slowenen waren plötzlich unter die Herrschaft des noch gefährlicheren nationalen Gegners geraten. Einen Krieg nach zwei Fronten

wollten sie nicht wagen, deshalb mußten sie ihre territorialen Aspirationen dem Deutschtum gegenüber ganz besonders überspizen. Sie forderten als Demarkationslinie ihres Geltungsbereiches die Rämme der Hohen Tauern und den Semmering, wollten also ganz Kärnten und Steiermark oder rund 1½ Millionen Deutsche schlucken, obwohl sie selbst nur 1¼ Millionen Seelen in ihrem Staate zählen. Auf einen solchen politischen Unsinn — oder war die Unverschämtheit die größere — mußte selbst ein so weißgeblutetes Volk wie die deutschen Alpenländer mit der Faust antworten.

Bereits am 26. Oktober 1918 hatte der Kärntner Landesausschuß die Unteilbarkeit Kärntens ausgesprochen, da es in seiner Gesamtheit ein Teil des geschlossenen deutschen Sprachgebietes ist und die innerhalb seiner Grenzen lebenden etwa 60.000 Slowenen, die Windischen, lediglich als nationale Minderheit anzusprechen sind.

Es ist selbstverständlich, daß die Siegermächte in keiner Weise gegen die wahnwitzigen Forderungen der Slowenen Einspruch erhoben. Wiens papierene Proteste wären klanglos verhallt, wenn sich das deutsche Grenzvolk nicht selbständig gewehrt hätte. Man glaubte aber in Wien tatsächlich den vorrückenden Südslawen mit pazifistischen Theorien imponieren zu können, und Wien verweigerte der sich in Graz bildenden Akademischen Legion und auch anderen Freischarbildungen die Zufuhr von Munition, so daß der Vormarsch der Südslawen nicht aufgehalten werden konnte und sowohl das deutsche Marburg an der Drau als auch ein Teil Kärntens besetzt wurde. Unter Leitung des Oberstleutnant Ludwig Hülgerth wurde jedoch in Kärnten ein Selbstschutz organisiert und als die Slowenen am 14. Dezember versuchten die Landeshauptstadt Kärntens, Klagenfurt, zu besetzen, da warf sie der Selbstschutz nach kurzem Kampfe bei Grafenstein zurück und machte 300 Gefangene. Darauf erhoben sich auch die in den bereits besetzten Gebieten wohnenden Bauern. Die Lavanttaler nahmen die südslawischen Truppen gefangen. Die Gailtaler erstürmten Arnoldstein am 5. Januar, am 6. wurde Rosenbach genommen, am 8. kam es zu heftigen Kämpfen bei Ferlach. Nur noch Völkermarkt und das Miestal waren besetzt. Am 13. Januar wurde ein Waffenstillstand geschlossen und eine amerikanische Studienkommission bereiste das Land, und in einer Probeabstimmung wurde festgestellt, daß sich nur 0,8% der Bevölkerung für einen Anschluß an Südslawien aussprachen, das Volk also fast einstimmig seine Zugehörigkeit zu Deutschösterreich feierlich erklärte. Man hätte annehmen können, daß dies den Zeichnern der neuen Landkarte in Paris genügen würde. Doch weit gefehlt. Da man nicht gut den Feststellungen der Amerikaner direkt entgegenhandeln konnte, so ließ man die Südslawen wissen, daß es angezeigt sei, die Friedenskonferenz vor vollendeten Tatsachen zu stellen. Ohne Kündigung brachen sie den Waffenstillstand und überfielen die Kärntner, aber nun erhob sich das ganze Volk, und in wenigen heroischen Kampfhandlungen, die ganz an die Zeit Andreas Hofers erinnern, wurden die weitüberlegenen Südslawen aus dem Lande geworfen, wobei sie 13 Geschütze, 40 Maschinengewehre und 900 Gefangene verloren. Den Vorstoß ins Drautal, der das bereits geräumte Marburg hätte sichern können, verbot in ihrer Hasenherzigkeit die Wiener Regierung.

Leider vertrauten die Kärntner internationalen Versprechungen, die den Verbleib des Landes bei Österreich garantierten, und entließen einen Teil des Selbstschutzes. Da überfielen die Südslawen in zwanzigfacher Übermacht abermals den Grenzschutz, doch vermochten sie ihn nicht zu überrennen, und er zog sich erst zurück, als die Entente eine unbeeinflusste Volksabstimmung feierlichst beschloß. Entgegen allen Abmachungen besetzten die Südslawen doch das Klagenfurter Becken — das Miestal wurde von ihnen, das Romaltal als Brückenkopf des Predilpasses von den Italienern abstimmungslos annektiert — und nun begann eine Leidenszeit für alle heimattreuen Kärntner, denn die Besatzungstruppen hatten die Aufgabe, jegliche Organisation der Volksabstimmung zu verhindern. Einkerkelungen, Verschleppungen, Prügel und Hunger sollten die Kärntner einschüchtern, aber der unter Leitung des jetzigen Innenministers Vinzenz Schumy und seiner Mitarbeiter Steinacker, Maier-Raibitsch, Perkonig und anderer aufrechter Männer arbeitende Kärntner Heimatdienst, der vom Deutschen Schutzbund in Berlin tatkräftig unterstützt wurde, vermochte doch das ganze Land gegen die Südslawen zu organisieren. Im August 1919 kam eine interalliierte Offizierskommission ins Land, die den Abzug der südslawischen Truppen schließlich durchsetzte. Der 10. Oktober sollte der Tag der Entscheidung werden.

Zu Tausenden brachten die Südslawen in Zivil angezogene Soldaten, Sokolmitglieder, ja sogar eigens zu diesem Zwecke entlassene Sträflinge in die Abstimmungszone, und diese zu Prügelbanden formierten und unter dem Befehl von Offizieren und Gendarmen stehenden Terroristen versuchten, das Volk von der Abstimmung abzuhalten. Die Abstimmung erbrachte trotz alledem einen klaren Sieg für den Verbleib des Landes bei Deutschösterreich und bereits nach 24 Stunden war der südslawische Spuk aus dem deutschen Kärnten verschwunden.

Kärnten blieb deutsch!

Lange haben die Slowenen in hysterischer Weise gegen diese Abstimmung protestiert. Jetzt scheinen sie sich einigermaßen beruhigt zu haben, denn sie müssen selbst einsehen, daß die Karawanken tatsächlich die Grenze zwischen deutsch und südslawisch sind. Die diesseits der Karawanken lebenden Windischen sind durch ein vorbildliches Minderheitengesetz in ihrer kulturellen Entwicklung völlig gesichert, so daß anzunehmen ist, daß die eine Phase dieses Völkerringens vorläufig beendet ist. Sehr viel bedrohlicher ist das Problem in Istrien, das zum Schauplatz schwerer blutiger Unterdrückungen der Südslawen seitens Italiens geworden ist. Hier liegt ein Gefahrenherd von europäischer Bedeutung. Die Aufgabe des deutschen Volkes ist es heute, Kärntens Bollwerkposition möglichst zu stärken, was durch materielle Hilfe, durch starken Besuch der einzigartig schönen Gebirgswelt und durch eine verstärkte Siedlungstätigkeit, aber auch durch eine recht innige geistige Verbindung erfolgen kann. Kann das große Deutschland dies den heute feiernden Kärntner versprechen, so wird die Wacht an den Karawanken noch fester und sicherer stehen, wie bisher!

# Der Dorfglöckner und Kirchendiener

Studie von Alfred Klöß-Lugosch

Er war stark heruntergekommen, der alte Glöckner und Kirchendiener. Ehr- und Schamgefühl quälte ihn schon lange nicht mehr; das war einmal. Der Branntwein hatte ihn ganz und gar auf dem Gewissen, war für ihn gleichsam die schiefe Ebene, die Rutschbahn geworden, auf welcher es tiefer und tiefer abwärts ging mit ihm.

Es gab eine Zeit — sie lag nicht einmal gar so weit zurück — da war der Trellesch Gyirko — wie man ihn im Dorfe nannte — ein ganz wohlsituerter Bauer gewesen. Besaß 7 Joch fastigen Weidegrund, 3½ Joch Rukurußland, das auf sanfter Berglehne sich ausbreitend, jedesmal, wenn man ihm nachging, sich gut bezahlt machte, und 2 Joch Ackerland im Bärenbusch. Er hatte dann außerdem 8 Stück weiße Rinder, darunter Kühe, die ihm reichlich Milch lieferten, und außerdem Ziegen, Schafe und Schweine.

Wenn er nur auch wie die anderen gesammelt und nicht immer nur zerstreut hätte! Aber der Trellesch Gyirko war eine träge Natur; die Arbeit schmeckte ihm nicht und der „Pali“, vom milden Silvorium angefangen bis zu dem wie verzehrend Feuer brennenden Lagerbranntwein um so besser, und was ursprünglich bloß Feiertagsvergnügen für ihn gewesen, das mußte bald auch an den Werktagen herhalten.

Die Gurgel des Bauern verlangte danach und er mußte schließlich die Segel streichen, denn auch bei ihm war der Geist wohl willig, aber das Fleisch war schwach und es wurde immer schwächer.

Und nun kam das alte, jedesmal so schaurig verebbende Lied:

Mit dem Abwärtsgleiten stellte sich auch der wirtschaftliche Zerfall ein. Was die Felder abwarfen, wanderte den Weg ins jüdische Dorfwirtshaus. Der Schnaps beanspruchte immer ausschließlicher seine Prioritätsrechte. Die Frau des lasterhaften Bauern, ein dralles, etwas bößäugiges und lästermäuliges Weib, vermochte in keiner Weise den Verfall aufzuhalten, denn sie selbst liebte den süßen „Pali“ und war immer glücklich, so oft sie so zu ihrem „Dezi“ gelangen konnte.

In späteren Jahren tranken sie oft um die Wette und aßen „Kolesche“ — eine Art Polenta — oder auch Brot dazu.

Notgedrungen ging die Wirtschaft nun mehr und mehr zurück. Der Trellesch Gyirko machte Schulden; mit Vorliebe bei dem Juden und Schankwirten, weil er sich einbildete, daß dieser strenges Geheimnis bewahren würde.

Die Schulden bezahlte der Bauer nicht und auch die Zinsen blieb er schuldig, denn es reichte ihnen bald nur noch zum Schnaps und zum Pfeifenkaster, den der Gyirko ebenfalls zärtlich liebte. Nun mußte vom Grund und Boden verkauft werden, ein Joch nach dem andern, bis schließlich außer dem schindelbedachten Wohnhäuschen und dem kleinen Gärtchen, das daran stieß, gar nichts mehr übrig blieb.

Seelenruhig, ohne sich weiter darüber aufzuregen, sah er es mit an, wie ihm die Stallungen und die Scheune „über dem Schädel zusammenrumpelten“. Weder er, noch seine Frau, noch sein rothhaariger Sohn rührten auch nur einen Finger, um die durch ihre Schuld so baufällig gewordenen „Wirtschaftsgebäude“ wieder aufzurichten. Ein Glück war es, daß, als die Einsturzkatastrophie erfolgte, bloß noch zwei Stück junge Ochsen im Stalle standen; das übrige Vieh hatten sie bereits früher verkauft. So wurden bloß jene erschlagen, als ob sie ein Blitzstrahl zur Strecke gebracht hätte. Und der schnapsfelige Bauer war von seinen letzten Haustieren freigeworden.

Er mochte sich nun vorkommen wie Hans im Glück. Federleicht war sein Gepäck geworden.

Wer aber als Bauer seine wirtschaftliche Selbständigkeit durch eigene oder durch fremde Schuld eingebüßt hat, wer vom freien Grundbesitzer zum Bettler geworden ist, der wird froh sein müssen, wenn er in dienende Stellung gerät und sich also mühsam über Wasser halten kann.

So mußte schließlich auch unser Trellesch, der sich durch seinen liederlichen Wandel Namen und Achtung in der Gemeinde Mertesheim verscherzt hatte, froh sein, als er einen Unterschlupf fand als Läuter und Turmwächter, als Kirchen- und Schuldiener.

Die Besoldung, die ihm das evangelische Presbyterium bei einer jährlichen Verwendungnahme zusicherte, war freilich derart armselig, daß er sich bloß durch die sonst unerträgliche Not veranlaßt sah, einzuwilligen.

Von Jahr zu Jahr wurde dann der mündliche Vertrag um Silbester herum erneuert, und die eben damals sprunghaft sich steigende Geldentwertung nötigte den Dorfglöckner, immer wieder um „Gehaltserhöhung“ anzusuchen, aber die schlauen Bauern wußten es immer so einzurichten, daß sie ihm von den an sich sehr bescheidenen Forderungen noch einen Teil abzwickten. Zuletzt war immer er der Düpierte, hatte es aber doch seinen lasterhaften Neigungen zuzuschreiben, daß man ihn so von der spaßhaften Seite nahm.

„Wer im Dufel ‚seine amtlichen Algenden‘ zu erledigen pflegt, wie der Dorfglöckner es tut, muß eben froh sein, wenn er überhaupt Lohn bekommt“, sagte dann in der Regel der hochaufgeschossene, schwarzäugige Kirchenvater, eine lebendige Verkörperung der an Knickerei grenzenden Sparsamkeit der Mertesheimer.

„Helf Gott, ir Herrn. Ihr sollt lewn — et wird jo na uch esi gohn. Nor der Gesand“<sup>1)</sup> — erwiderte mit etwas blödseligem Auflachen der Trellesch. Er hatte kurz vor der Entscheidung durch das Presbyterium wieder einmal gründlich eingeheizt.

Und so blieb denn der alte Gyirko „im Amte“, trotz seiner weingeistlichen Lebensweise. Ja, man könnte hier hervorheben: eben deswegen.

So wurde er denn in der Mertesheimer Kirchengemeinde gleichsam zum feststehenden Begriff. Keine Kirchensitzung und -besprechung, kein Glockengeläute,

<sup>1)</sup> „Nur die Gesundheit“ (sprichwörtlich).

keine Schülerprüfung, kein Prüfungsschmaus und kein 1. Mai oder Schüler-  
sommerfest ohne den Trellesch! Das wußte er aber auch genau und hielt sich  
nicht wenig stolz darauf, und wenn im Presbyterium oder in der Gemeinde-  
vertretung etwas tiefer Einschneidendes beschlossen oder vereinbart wurde, so pflegte  
er mit eitel-wohlgefälligem Grinsen zu versichern:

„Dot hu mir beschloßen.“

Der alte Dorfglöckner war ursprünglich rotblond gewesen und trug auch  
Bartkotelettes, die, solange er noch jünger war, fuchsröt erglänzten im Wider-  
spiegel intensiver Sonnenbestrahlung. Im vorgerückten Alter verwischte sich dann  
dieses Brandrot in ein ins Blonde hinüberschillerndes Grau und Weißgrau, und es  
zirkelte sich auf dem alten Sünderhaupte eine kreisrunde Glaze ab.

Die wasserblauen Augen waren klein und blickten gar listig in die Welt, ja  
beinahe mit zynischem Spott. In der Regel überhauchte sie feuchte Tränennässe;  
fast niemals hellten sie ganz auf. Es lag wie ein leichter Nebel über diesen klein-  
und dünnwimprigen, an den Lidern rot entzündeten Augen, ähnlich jenem anderen  
Nebel, der unausgesetzt über seinem Denken lagerte.

Die Nase wulstete sich in starker Entwicklung, mit zwei deutlich gegrenzten  
Höckern über dem wimmerl- und warzenlosen Angesicht; gegen die Spitze war sie  
eingedrückt narbig und abgeplattet und schimmerte kupferrot bis zu zinnoberröttlicher  
Farbe. Das Kinn, von einem struppigen Vollbart umhüllt, lief spitzig zu und  
schien den Eindruck verschlagenen Wesens noch zu vertiefen.

Der Mund war weit und zahllos; der längliche Hals wies kropffähnliche  
Bildungen auf, wie man solchen eben gar nicht selten in dem Gebirgsdorfe be-  
gegnete.

Die Ohren, grob gewunden und in häßlichen, rotfeuernden Lappen endend,  
stachen weit ab vom Kopfe; man hätte ihn für einen Verbrechertyp halten  
können.

Er schritt gebückt, mit eingezogenen Schultern, ungeheuer pflegmatisch und  
nicht ungravitatisch daher.

Seine Gestalt war übermittelgroß, stark, knochig aber schlaffmuskelig. Seine  
Kleidung war die eines Proletariers unterster Kategorie. Er besaß kein Sonn-  
tagsgewand, keinen Kirchenpelz, keine hochschäftigen Stiefel. Zu all diesem reichte  
es ihm niemals.

Seine „Gupp“<sup>1)</sup> setzte sich aus lauter Fetzen zusammen, die, wenig ge-  
fleckt, zusammengenäht, von Schmutzkrusten überzogen, einen ebenso buntgewürfelten  
als unappetitlichen Eindruck hervorriefen; die Hose aus demselben „Stoff“ zu-  
sammengefügt, wofern er nicht — das geschah nur an den höchsten Feiertagen  
des Jahres — seine leidig reine „Grohose“ hervornahm, um seinen äußeren  
Habitus doch etwas emporzuheben. Den Dorfleuten präsentierte er sich nie  
anders als in bastgebundenen Opintschen; in der wärmeren Jahreszeit ging er  
barfuß.

<sup>1)</sup> Rock.

Die dünnen Knie stark vorbeugend, schlurfte und patzte er mit einwärtsgebogenen Beinen, beinahe gespenstisch von Haus zu Haus, wenn er etwas wichtiges anzufagen hatte und stand dann urplötzlich, wie aus dem Erdboden hervorgewachsen, da, worüber sich die Frauen und Mädchen oft nicht wenig entsetzten.

Der Glöckner trug bis tief in den Mai hinein eine ehemals schwarze, aber nun vor Alter in allen Farben erschillernde Wollmütze. Die Pfeife — der Tschibuk, wie er sie nannte — war ihm zur unzertrennlichen Begleiterin geworden; selten ließ er sie ausgehen, rauchte mit unverbrüchlichem Pflagma einen elenden, von weitem stinkenden Knaster, und blieb zuweilen mit verschränkten Armen stehen, um einen recht tiefen Zug daraus tun zu können.

Der Geruch, der in breiten Wellen von ihm ausströmte, war schauerhaft; ein unnenntbares Mirtum-Compositum von Fuselbranntwein, von ungelüfteter und viel zu lange getragener Wäsche und von Pfeifentabak billigster und niedrigster Qualität.

„Ganz einfach täuschend“ — rief der Pfarrer, der früher einmal Zeitungsschreiber war, aus. Ganz wie unser gottseliger Rudolf, und hielt sich die Nase krampfhaft zu, indem er nach Trelleschs Weggang Fenster und Türe öffnete. Rudolf aber war ein durch und durch veralkoholierter Tageszeitungsreporter gewesen, mit dem der Pfarrer in der gleichen Redaktionsstube gearbeitet hatte. Auch sonst ähnelte die untere Gesichtspartie des Turmglockners der des genannten Reporters.

Mit zottiger, brünnkreibeltiefer Stimme, in deren Tonfall oft ein überlegen gemeintes, aber blöd erklingendes Lachen mitschwang, pflegte der Gyrko zu sprechen. Oft geschah es auch in recht kraxiger Weise, denn der Kirchendiener wußte sich durchaus nicht fernzuhalten von regelrechter Betrunktheit, und namentlich wenn es ihn nichts kostete, schüttete er den Branntwein gläserweise hinunter. An dem darauffolgenden Tage sah es dann in jeder Hinsicht übel mit ihm aus; der Raizenjammer rumorte gewaltig in ihm herum.

Trellesch Gyrko lebte hauptsächlich von Schnaps. Feines oder grobes Kornbrot kam bei ihm gar selten auf den Tisch; Fleisch fast niemals. Er aß zweimal, in den Nachkriegsjahren sogar bloß einmal, am Tag, gewöhnlich eine Koleschspeise,<sup>1)</sup> zu welcher er dann zusammen mit seiner trinkfesten Ehehälfte, seine zwei Dezi Branntwein trank.

Er behauptete fest und steif, daß ihn der Schnaps, zumal der hochgradige, vollkommen sättige und ihn auch gesund erhalten habe. Deshalb benutzte er auch jede nur erdenkliche Gelegenheit und Ausrede, um die Zuflucht zu nehmen zu seinem trügerischen Feuerwasser. Bald war es die übergroße Kälte, dann wieder Morast und Nässe oder auch die infame Hochsommerhize, die ihn Station machen hieß im Konsumverein oder auch bei dem alten, arroganten Wirtshausjuden mit den Ringellöckchen und mit dem langen, gefräufelten, weißen Bart oder bei „Schloim“, dem hoffnungsvollen, fettleibigen Sprößling des Alten. Oft genug

<sup>1)</sup> Eine Art „Polenta“ in siebenbürgischer Zubereitung.

wurde ihm als Lohn für irgendeine geringfügige Dienstleistung von diesen Leuten ein Gläschen gratis kredenz. Sehr unpädagogisch. Nicht wahr?

Im Winter verlegte sich der Trellesch in der freien Zeit aufs Holzschneiden. Abwechselnd tat er solches im Pfarrhaus, in der Schule, bei den Juden und gelegentlich auch bei einem „dicken Wirten“.

Weil er, wie jede Arbeit, so auch das Schneiden, überaus pflegmatisch betrieb und zeitweilig nicht zu rechnen war auf ihn, so war er auch der billigste Holzschneider weit und breit.

Mitten unter der Arbeit schlief er manchmal stundenlang, selbst im Winter, in dem Schuppen oder in der Scheune, ohne sich zu erkälten oder er setzte sich wortlos die Kosakenmütze auf, brannte sich die unentbehrliche Pfeife an und verschwand dann auf 2—3 Stunden.

Im Vorschußverlangen war er unersättlich und man mußte sehr auf der Hut sein, um ihm dieselbe Summe nicht zweimal zu geben.

Er schwindelte gern und ließ bei zunehmender Dämmerung, wenn die Kontrolle nicht recht geführt werden konnte, oft einige vorher auf die Seite geschobene ansehnliche Holzstücke in seinem Wams verschwinden, bevor er nach Hause schlürfte. Man mußte ihm, wollte man nicht bemauschelt werden, scharf auf die Finger sehen.

Die Vorschüsse verwendete er nur recht selten zu Einkäufen für die eigene Hauswirtschaft. In der Regel führte er das empfangene Geld straks dem Wirtshause zu und „stärkte“ sich einmal, um dann weiterzusagen.

Gleichwohl hatte er eiserne Nerven; ja er besaß anscheinend überhaupt keine Nerven.

Aus seiner peripatetischen Gelassenheit, aus seinem wohlangemessenen Schlendrianrhythmus, aus dem philosophischen Gleichmut und Gleichmaß vermochte ihn nichts und niemand aufzuscheuchen. Erhielt er einmal einen gründlichen, wohlverdienten Ausspüßer vom Rektor der Schule, von einem der Kirchenväter oder auch vom Pfarrer, so hörte er, ohne sich zu regen, zu, setzte aber die allereigenförmigste Miene auf und je mehr sich der andere in Zorn hineinredete oder schrie, desto hartnäckiger schwieg der Diener. Er zuckte wohl auch einmal, zweimal, mit den Achseln, wie er dieses den „bojafigen Reichen“ seiner Heimatgemeinde abgesehen hatte, oder lachte so irre und blöd, wie eben nur ein rechter Alkoholiker zu lachen vermag. Und schon ging es zum anderen Ohr hinaus, spurlos, wirkungslos . . .

Einmal hatte der Schulrektor, der auch Jäger war, Gyrtlos Phlegma auf eine besonders harte Probe zu stellen gewußt. Während dieser, die stinkende Pfeife im Mund, am Schulhof gelassen Holz sägte und mit sich redete, schlich der Lehrer sich auf den Zehenspitzen dicht an ihn heran. Nun nahm er das geladene Jagdgewehr von seiner Schulter herunter, drückte ab und im nächsten Moment erschütterte ein ohrenbetäubender Knall die Luft.

Dicht am Ohr läppchen des Alten war die Kugel vorbeigeschossen und der Rektor dachte nicht anders, als daß der alte Trellesch nun vor Schreck zu Boden fallen müsse.

Was aber geschah? Nach ganz kurzer Unterbrechung nahm Gyirko die Arbeit wieder auf, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Mit vollster Unbekümmtheit.

„Na, was ist Baischi? Habt Ihr Euch denn auch gar nicht entsetzt über meinen Schuß?“ „Na, ich bitte, was sollte ich mich denn entsetzen? Ich habe ja vielleicht noch genug schießen hören in meinem Leben.“ War die lachend gegebene Antwort . . .

Nein, diese Nerven vermochte selbst die haarsträubenste Versündigung am eigenen Leib nicht in Schwingung zu versetzen.

Dieselbe Beobachtung machte auch der Pfarrer an dem Trellesch in seiner „Würde“ als Kirchendiener. Man mußte es dem alten Alkoholiker einräumen, daß er bemüht war, seinen Dienst pünktlich zu versehen. Er verschief niemals die Frühkirche, läutete während der wärmeren Jahreszeiten — je nach der Länge des Tages — um 7 Uhr oder um 6 Uhr morgens, im Winter spätestens um 8 Uhr. Auf das Vespergeläute, auch auf die großen Sonnabendvespern vergaß er niemals; weilte er nicht eben in Diensten des Kirchenvaters oder des Gemeinderichters draußen auf dem Felde, so läutete er am Sonnabend selbst dann, wenn er genau wußte, daß die konfirmierte Jugend schwänzen würde, weil sie „im Heufeld“ oder, weiß Gott, wo, steckte.

Jeden Sonnabend und Sonntag fragte er beim Pfarrer nach, was zu bestellen sei, und in den Monaten November bis Februar stieg er, obwohl überzeugt, daß die ehrsamten Presbyter ihm die beschwerliche Arbeit auch hätten schenken können, allabendlich bewehrt mit einer zweifelhaften Laterne, auf den hölzernen Turm hinauf, um das einzige Glöckchen, das vom großen Kriege her noch lebte, in vibrierende Bewegung zu versetzen.

Der Gyirko hielt sich auf diese pünktliche Pflichterfüllung nicht wenig zu gute und glaubte darin einen Freibrief erblicken zu können zum Gewährenlassen seines unglückseligen Ganges zum Fechten.

Als ihn der Pfarrer, wie Gyirko wieder einmal die Aufmerksamkeit des ganzen Dorfes auf seinen fast viehischtrunkenen Zustand gelenkt hatte, ernstlich ermahnte, dem Feuerwasser abzuschwören, und sich und seine Familie nicht total zugrunde zu richten, da steckte er, so dufelig sein Zustand auch wieder war, eine recht gekränkte Miene auf und versicherte ein über das andermal erregt: „Er tue seinen Dienst pünktlich und man könne ihm diesbezüglich keinen Vorwurf machen. Was er dann außerdienstlich anstelle, daß gehe niemand was an; darüber sei er niemand Rechenschaft schuldig. In seiner freien Zeit könne ein jeder tun und lassen, was er für gut befinde.“

Ja aber mit dem bloßen „Diensttun“ ist es oft noch nicht getan; es kommt doch sehr viel darauf an, wie der Dienst getan wird, ob gewissenhaft oder liederlich und ob in der Weise des Miellings oder des „treuen Knechts“, antwortete der Pfarrer darauf.

Trellesch Gyirko trank zu viel und zu regelmäßig, als daß seine Pflichterfüllung in tiefster Zeit, wie sie Krieg und Revolution brachte, hätte ent-

sprechen können. Er lud wohl ein, wenn man ihm die Liste in die Hand gab, obgleich er mit den edlen Künsten des Lesens und Schreibens auf dem Kriegsfuß stand, aber er machte oft Konfusion und wandelte den bitteren Ernst in leichten Scherz um. So oft er austrummelte, fügte er etwas dazu, was nicht zur Sache gehörte.

Hieß es im Auftrage des Pfarrers oder Presbyteriums, bis dann und dann sei die Kirchensteuer zu zahlen, so trommelte der Trellesch Gyirko, der selbst ein Gegner des Zahlens war, etwa folgendes aus:

„Meine Herren, es wird bekannt gegeben, daß bis zum 31. Januar die ganze Kirchensteuer für das vergangene Jahr gezahlt werden muß, denn sonst kommt der Exekutor heraus und nimmt Euch ein Pfand fort, so daß Euch gar nichts mehr bleibt“.

Der alte Unruhefister wußte aber nur zu gut, daß die bloße Nennung des Wortes „Exekutor“ genügte, um die Bauern, die immer glaubten, die Kirche wolle sie mit ihren Abgaben zugrunde richten, wütend zu machen und sie besonders auch gegen die Person des Pfarrers aufzuwiegeln.

Das aber wollte er gerade, und umsonst schärfte ihm der Pfarrer und auch der Schullektor ein, er habe genau so zu trommeln, als man ihm befehle, und dürfe nicht frei erfinden und anstückeln, sonst würde er kurzer Hand entlassen werden.

Der Trellesch schüttelte sich einmal und ließ dann bei nächster Gelegenheit erst recht seine fufelerhitze Phantasie spielen, indem er mit mathematischer Sicherheit einer jeden Mahnung die scharfe Drohung mit Gericht, Pfändung, Exekutor usw. beifügte. Daß er entlassen werden würde, befürchtete er nicht im mindesten, denn es war ja doch keiner im Dorfe, der es so billig getan hätte wie er.

Zu Hause bei Gyirko herrschte Schmutz und Unrat.

Nicht daß sein Wohnhaus eine Hütte war, gedrückt, mit bloßen Balken versehen und mit gestampftem Lehm Boden, mit ganz wenigen Möbelstücken ausgestattet, machte es aus, denn man kann sich schließlich selbst die kleinste, ärmlichste „Kaliba“ sauber halten.

Tiefes Kopfschütteln konnte es aber erregen, daß die bloß aus Küche und einem Zimmer bestehende Wohnung vor Unordnung und Schmutz frohkte, verwanzt und verlaust war, im Gegensatz zu den übrigen Dorfhäusern, die sauber gehalten wurden.

Es trank eben auch die Läuterin, und auch sie war fast niemals klar im Kopf. Darüber wurde sie dann nachlässig und tat nur, was unbedingt sein mußte. Und mit den eigenen Kindern waren sie erst recht zerzankt, sie sprachen kein Wort miteinander, sie wohnten separat, aßen abgesondert und mieden sich gegenseitig wie die Pest.

Die Alten wühlten förmlich im Schmutz, fanden Wohlgefallen daran und den Rektor kostete es einen harten Kampf, bis er den Trellesch dahin gebracht hatte, daß er Gang und Schulzimmer notdürftig rein hielt.

Als Türmer war er noch am Platz, obwohl der Pfarrer nicht genug staunen

konnte darüber, daß ihn die in der Regel umhüllende Weingeistnebel nicht die steile, ausgetretene, im Winter oft sehr glatte Stiege hinunterzogen.

Wie viel hundertmal ist der alte Trellesch trotz Wind und Wetter diesen Weg hinauf- und hinuntergestiegen; wie oft hat er den Strang gezogen, wenn bedrohliche Wolkenberge in bedrückender Tiefelage sich über dem sächsischen Dorfe aufstürmten; wenn der Sturm durch alle Rixen stöhnte, und grelle, aufzuckende Blitze und harte, nahe Donnerschläge Kirche und Turm erbeben machten oder wenn sintflutartiger Regen herniederprasselte und haselnußdicke Hagelkörner in grauisem Rhythmus wider die grünen Turmjalousien aufschlugen.

Höllensstimmung. Aber den Alten genierte es nicht im mindesten, denn er hatte ja keine Nerven. Er dachte auch nicht an die Gefahr, in der er während des Läutens schwebte — dort im blickableiterlosen Turm.

Ja, dieser Turm war sein eigentliches Heim, sein Element, sein Königreich. Hier herrschte der Trellesch, der seinem Wesen nach mehr zum Befehlen wie zum Gehorchen geschaffen war, mit schier unbegrenzter Machtfülle.

Ram sich 30 Meter hoch über dem dörflichen Getriebe als ein viel höheres vor wie Richter, Notär und Pfarrer, und durch die von ihm geöffneten Turmfenster hielt er bei gewissen, festlichen Gelegenheiten: am hl. Abend, in der Silvesternacht, am Ostersonnabend, in deutscher Sprache seine „Predigten“ an das neugierig hinaufblinzelnde Volk. Mit zotig-tiefer aber eindringlicher Stimme klagte er dann, bewegter noch wie der Pfarrer am Bußsonntag, über die schlechten Sitten, über die Ehrfurchtlosigkeit und Vergnügungssucht des Volkes, über die Verdorbenheit der Jugend, die nur zu sehr der freien Liebe huldige und die Spuren der eigenen Versündigung nur zu geschickt zu verwischen verstehe, und kündigte in prophetischer Weise neue Strafen und Zorngerichte Gottes an.

Diese viel natürliche Beredsamkeit verratenden „Predigten“ hätten es bisweilen verdient, nachgeschrieben zu werden. Die Frauen des Dorfes freilich sagten auch nicht mit Unrecht: „Ja, wenn man schon so predigt, darf man nicht immer betrunken sein wie der Trellesch; dann muß man ganz anders leben wie er, sonst wird man höchstens ausgelacht.“

---

Es nahm ein unverhofft böses Ende mit unserem Türmer.

Der alte Pfarrer war längst weggezogen von Mertesheim. Ein Zufall hatte es gewollt, daß sie sich im Abschiedsbrummel nicht einmal die Hand gegeben hatten; der Pfarrer war deswegen gar nicht untröstlich, denn, sagte er oft in den letzten Jahren seines Dortseins in Mertesheim: „Der Läuter ist nicht nur ein hochgradiger Alkoholiker, sondern auch schlecht, nichtsnußig; er schürt nur immer das Feuer im Volk statt es zu dämpfen.“

Da wurde ihm brieflich mitgeteilt, daß der Kirchendiener an einem schneeblinkenden Wintermorgen erhängt aufgefunden worden sei, oben auf dem Turm.

An einem der mächtigen Holzquerbalken des Glockenstuhles hatte er sich den Strick um den Hals gelegt; dort in seinem lustigen Reiche, in dem er nicht bloß

geläutet und Reden ans Volk gehalten, sondern auch kräftig geschluckt hatte aus der jedesmal mitgenommenen Brantweinflasche.

Was ihn letztlich zum Selbstmord getrieben: Die Unzufriedenheit mit sich und mit seinen verderblichen Lastern, das Zerwürfniß mit Sohn und Schwiegertochter, das sich mehr und mehr vertieft hatte, das Elend eines Menschen, dem es an jeder Möglichkeit, sich bürgerlich anständig zu kleiden und zu ernähren, fehlte, oder alles dies zusammen und noch anderes dazu?

Niemand wußte es zu sagen, denn der Trellesch hatte nichts schriftliches hinterlassen; er war ja Analphabet.

Tatsache: er hatte mit der öfters ausgesprochenen Drohung, daß dies Leben „nur noch zum Aufhängen gut sei,“ vollen Ernst gemacht.

Die Dorfleute gerieten in größte Aufregung über diese „Entheiligung der Kirche;“ sie waren kaum zu beschwichtigen und wollten direkt, daß man die alte Kirche nochmals einweihe, um so die Spuren der Freveltat auszulöschen.

Selbstredend sprach viel mehr Aberglaube als rechte Gläubigkeit aus diesem Verlangen, denn die Wertesheimer waren ja sonst nichts weniger als positiv gerichtet.

Wie immer: der alte Türmer, so sehr ihm auch der unausgefetzte Weingeistgenuß demoralisiert hatte, ließ sich nicht recht ersetzen. Denn als die Wertesheimer, nachdem sie sich länger als ein Jahr herumgeplagt hatten, endlich wieder ein Kirchen- und Schulfaktotum ausfindig gemacht hatten, da mußten sie diesem genau das Dreifache bezahlen.

## Rundschau

### Der literarische Niederschlag der Kronstädter Vereinstage

An den Kronstädter Vereinstagen, die im August d. J. einen imponierenden Beweis des sächsischen Gemeinschaftswillens darlegten, ist in der Presse gelegentlich Kritik geübt worden. Es wurde vor allem das Verlangen ausgesprochen, die „Vereinstage“ aus einer internen siebenbürgisch-sächsischen Angelegenheit zu einer allgemeinen Veranstaltung des gesamten Deutschtums in Rumänien umzuwandeln. Das Verlangen ist sicher berechtigt, um so schwerer wird aber die organische Verschmelzung des durch G. D. Deutsch zu einem ganz bestimmten Typus gestalteten siebenbürgischen Festcharakters mit der heterogenen Masse der übrigen Siedlungsgebiete sein. Es müßte daher weniger an eine Umwandlung dieses speziell auf siebenbürgische Lebens- und Anschauungsformen zugeschnittenen, als vielmehr an eine völlige Neuschöpfung gedacht werden, wobei allerdings mit einigem Bedauern die Siebenbürger ihre gewordene und bewährte Eigenveranstaltung aus der Hand geben würden.

Wie siebenbürgisch und wie im engeren Sinne heimatgeboren diese „Vereinstage“ sind, bekräftigt im besondern das Beispiel der Kronstädter. Aus dem Wett-

eifer, aus dem edeln Bestreben den engeren Landsleuten zu zeigen, was dieses deutsche Kronstadt noch zu leisten imstande ist, entstand der unergleichliche Festzug, die imposante Selbstschau einer geschlossenen Landschaft, entstand auch die Fülle der geistigen Gaben, die den Besuchern dieser Festtage dargeboten wurden.

Welche deutsche Stadt Siebenbürgens, welche Stadt des gesamten deutschen Sprachgebietes von dieser Seelenzahl wäre wohl im Stande ein Kunstbuch herauszugeben, wie das von Adolf Meschenböcker redigierte Werk „Aus Kronstädter Gärten, das Kunstleben einer sächsischen Stadt im Jahre 1930!“ Eine Fülle von Malern beiderlei Geschlechts, darunter, wenn man von den infolge des lokalpolitischen Charakters dazugekommenen Dilettanten abieht, eine überraschend große Zahl beachtlicher und beachteter Namen mit dem absoluten Niveau des ernststen Kunstschaffens in größeren Bezirken. Und ähnlich die Kronstädter Schriftsteller, die, fast so wie die Maler auf ihrem Gebiet, dem literarischen Bild Siebenbürgens ihren Stempel aufdrücken.

Erstaunlich — auch hinsichtlich der materiellen Leistungsfähigkeit — ist der Umfang und die Zahl der übrigen Festschriften. In einem starken Bande gibt Dr. Erich H. Müller einen Umriss der „Musiksammlung der Bibliothek zu Kronstadt“, D. Dr. Oskar Netoliczka bietet in seiner Arbeit: „Beiträge zur Geschichte des Johannes Honterus und seiner Schriften“ überaus feinsinnige Studien, die weiter gehen als der bescheidene Titel andeutet und ein plastisches Bild gelehrter Beziehungen im Reformations-Zeitalter entwerfen.

Kulturpolitisch aber am interessantesten ist der „Bericht der evang. Stadtpfarrgemeinde N. B. in Kronstadt über die Jahre 1916—30“. Was hier an Tiefe des religiösen Lebens, an materieller Opferwilligkeit, an Reichhaltigkeit kirchlicher und schulischer Einrichtungen geschildert wird, das wird kaum eine andere evangelische Gemeinde bieten können.

So zeigte sich Kronstadt nicht nur organisatorisch-gastfreundlich auf der Höhe, sondern bewies geistig einen solchen Hochstand, daß hier nur Bewunderung am Platze ist. Wenn eine Stadt von unternehmenden Kaufleuten und Industriellen in schwerer Krisenzeit so viel geistig-schöpferische und finanziell-opferwillige Kraft aufbringt, darf uns um ihre Zukunft nicht bange sein!

## Nikolaus Schmidt †

In Budapest starb der schwäbische Dichter Nikolaus Schmidt. Schmidt wurde im Jahre 1874 als der Sohn eines armen Müllergehilfen in der Gemeinde Sigmundhausen bei Urad geboren. Nach Vollendung der Volksschule wurde er zu einem Uradrer Tischlermeister in die Lehre gegeben. Trotz der schweren Lehrlingsarbeit lernte der wißbegierige Junge eifrig und las mit Vorliebe die Werke der deutschen Dichter und Denker. Als Tischlergehilfe wanderte er nach Wien, wo er reichlich Gelegenheit hatte, seine literarischen Kenntnisse zu erweitern. Damals schon schrieb er Gedichte von bleibendem Wert. Fast alle diese Jugendwerke waren sozialistischer

Richtung, da Schmidt sich als werktätiger Arbeiter frühzeitig der sozialistischen Bewegung angeschlossen hatte. Von Wien wanderte er nach England und Frankreich und kehrte dann nach mehrjähriger Wanderschaft nach Urad zurück, wo er nach dem Tode seiner ersten Frau, die Tochter des Wirtes „Zum schwarzen Lamm“, Julie Strifler, heiratete.

Einige Jahre hindurch leitete er das Gasthaus selbst. Auch in dieser Zeit schrieb er eine Reihe von Gedichten. Sein erstes Werk erschien unter dem Titel „Dudelsacklieder eines Schreinergehilfen“. Später ließ er die Gastwirtschaft auf und eröffnete eine kleine Krämerei.

Unablässig an seiner Fortbildung arbeitend, schuf er eine Dorfkomödie „Der Bär“, die auf mehreren Bühnen mit großem Erfolg aufgeführt wurde. Dann schrieb er für den Adam Müller-Guttenbrunn-Kalender verschiedene wertvolle Beiträge. In seinem Innern vollzog sich langsam eine große Wandlung. Er wandte sich vom Sozialismus ab und schrieb die „Genesis“, eine Schöpfungsgeschichte. Während des Weltkrieges war er Schriftleiter des „Budapester Tageblattes.“ In jener Zeit sind auch seine gesammelten Gedichte erschienen. Nach dem Kriege schrieb er sein Lebenswerk „Satanas“.

## Der VI. Europäische Nationalitäten-Kongreß in Genf

Der sechste Nationalitäten-Kongreß in Genf, der vom 2. bis 6. September stattfand und wiederum von zahlreichen Volksgruppen aus den verschiedenen Ländern besucht war, verlief in bester Harmonie und zeigte ein beachtliches geistiges Niveau. Neu traten in den Kongreß die Litauer aus Deutschland und die Basken aus Frankreich ein, worüber lebhafte Debatten entstanden. Eine zweite äußere Dissonanz brachte der Antrag von in Genf lebenden Mazedoniern, Bulgaren aus Südslawien, um Aufnahme in den Kongreß. Der Präsident Dr. Wilfan erklärte, daß diese auf dem nächsten Kongreß hoffentlich aufgenommen werden könnten. Der laute Beifall, den die aufrichtigen und von hohem Idealismus zeugenden Worte Wilfans fanden, bewiesen, welcher Liebe sich dieser auf dem Kongreß erfreut. Ubrigens fanden sich auch Vertreter der Wallonen und Flamen aus Belgien auf dem Kongresse ein, die aber keinen Aufnahmeantrag gestellt hatten und somit nur Gäste waren. Die Arbeit des Kongresses wurde in drei Vollversammlungen und zahlreichen Kommissionssitzungen geleistet. Die Hauptsitzungen befaßten sich mit einem Bericht des verdienten Generalsekretärs Dr. Ammende über die eingereichten Lageberichte. Der wichtigste Teil der Kongreßarbeit galt sodann dem Briandschen Paneuropa-Projekt. Das grundsätzliche Referat dazu erstattete an Stelle des erkrankten Dr. Schiemann der Rattowitzer deutsche Abgeordnete Otto Ullz. Zahlreiche Redner beteiligten sich an der Aussprache, die in dem Beschluß der Absendung eines Briefes an Herrn Briand als an den Vertreter der gesamten Idee mündeten. Schließlich berichtete am letzten Kongreßtage der Präsident Dr. Wilfan selbst über die „Entwicklung der Volksgemeinschaftsideen“ innerhalb der einzelnen Völker und

zwischen den Völkern. Auch hier wurde eine Entschliebung angenommen. Der Kongress hatte die Freude, einen inoffiziellen Vertreter des Völkerbundsekretariats als Beobachter bei sich zu sehen. Offizielle Teilnehmer waren u. a., und wurden als solche stürmisch begrüßt, der Vorsitzende der englischen Völkerbundsliga, Sir William Dickinson, und Frau Bafer v. d. Bosse, die mutige holländische Vertreterin der Volksgruppeninteressen. Ein Abendempfang im Hotel Bellevue bildete das einzige gesellschaftliche Ereignis des Kongresses. Mit dem würdigen, geistig anregenden und weitere Vertiefung der grundsätzlichen Erkenntnisse zu Minderheitenfragen bringenden Verlauf des Kongresses darf die Leitung zufrieden sein.

## 50 Jahr=Feier des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge

Der deutsche Verein für öffentliche und private Fürsorge, der in diesem Jahre auf ein 50 jähriges Bestehen zurückblicken kann, veranstaltet aus diesem Anlaß am 26. und 27. November in Berlin eine 50 Jahr=Feier, die entsprechend der langjährigen Tradition des Vereins mit einer Arbeitstagung verbunden wird. Der Verein, der seit seiner Gründung Träger der Reformbewegung in der öffentlichen und privaten Fürsorge gewesen ist und außer den zuständigen Reichs- und Staatsministerien die Mehrzahl der deutschen Städte, Landkreise und Fachvereinigungen der privaten Fürsorge zu seinen Förderern und Mitgliedern zählt, hat für die bevorstehende Tagung Themen grundsätzlicher Art gewählt, die sich mit der Gegenwartslage und der kommenden Entwicklung befassen. Gerade die augenblicklichen Verhältnisse geben dringenden Anlaß, Ziele und Grenzen der Fürsorge zu überprüfen. An Vorträgen ist vorgesehen: Oberbürgermeister Dr. Luppe=Nürnberg: Die gegenseitigen Beziehungen von Wirtschaft und Wohlfahrtspflege. Stadtrat Dr. Muthesius=Berlin: Kollektivverantwortung und Einzelverantwortung in der Wohlfahrtspflege. Professor Dr. Bolligkeit=Frankfurt a. M.: Die Bedeutung der Persönlichkeit in der Wohlfahrtspflege. Ministerialrat Dr. Gertrud Bäumer=Berlin: Die sozialpädagogischen Aufgaben der Jugendwohlfahrtspflege. — Näheres ist durch die Geschäftsstelle des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, Frankfurt a. M., Stiftstraße 30, zu erfahren.

## Die Stuttgarter Tagung des „Verbandes der Deutschen Volksgruppen in Europa“

Der Verband der Deutschen Volksgruppen in Europa trat am 28. August im Sitzungssaal des Deutschen Auslandsinstitutes zu seiner Jahrestagung zusammen. Der Vorsitzende des Verbandes, Abgeordneter Brandsch, eröffnete die Tagung mit einer Begrüßungsrede. Zu Vorsitzenden der Tagung wurden die Herren Dr. Bruner=Tschechoslowakei, Abgeordneter Utta=Polen und Abgeordneter

Dr. Kräuter = Rumänien ernannt. Die Tagung nahm dann vom Rechtsbeistand der deutschen Minderheiten, Dr. Bruns, die Erstattung des Jahresberichtes über Tätigkeit von Ausschuß und Geschäftsstelle entgegen und hörte einen Vortrag über die aktuellen politischen Probleme Europas in ihrer Beziehung zur Nationalitätenbewegung, den in Vertretung des erkrankten Dr. Schiemann der Abgeordnete Ullrich übernommen hatte. Der übrige Teil des Tages war der Aussprache über diese beiden Referate gewidmet. Der zweite Tag wurde eröffnet mit Vorträgen von Dr. Bruns über „Die Minderheitenfrage als europäische Kulturfrage“ und von Dr. Hensz-Gießen über „Erziehungsprobleme des Auslanddeutschtums“. Die Vorträge bildeten die Einleitung zu einer besonderen pädagogisch-kulturpolitischen Konferenz, die im Anschluß an die Tagung stattfand. Anschließend beschäftigte sich die Tagung mit der Frage der beruflichen Zukunftsaussichten der deutschen Jugend im europäischen Siedlungsgebiet. Als Grundlage für die Verhandlungen dienten größtenteils Referate, deren wesentlicher Inhalt sich mit den Aufsätzen des Sonderheftes deckte, das das D. N. J. aus Anlaß der Tagung herausgegeben hatte. Am 30. August stand auf der Tagesordnung zunächst eine Aussprache über Fragen der Jugendbewegung. Die an diese Vorträge sich anschließende Besprechung zeigte, wie stark man es empfand, hier vor einer der wichtigsten Erscheinungen des deutschen Lebens zu stehen. Sodann wurde die Bedeutung der sozialen Fürsorge für die deutschen Volksgruppen behandelt. Die pädagogisch-kulturpolitische Konferenz führte ihre Beratungen am 31. August und am 1. September zu Ende. Hier sprach Schulrat Dr. Kössler-Hermannstadt über „Das Streben des Staates nach einem einheitlichen Schul- und Erziehungssystem und der Anspruch der Minderheiten auf Entfaltung ihrer Eigenart in Schule und Erziehung“. Eine Reihe sonstiger Veranstaltungen umrahmte würdig die Tagung.

## Fünfundzwanzig Jahre Deutschtumsarbeit

Das estländische Deutschtum hat vor wenigen Wochen das 10-jährige Bestehen seiner Spitzenorganisation, des Verbandes der Deutschen Vereine in Estland, begehen dürfen. Vor etwa Jahresfrist konnte die „Gesellschaft Deutsche Schulhilfe“ auf die gleiche Zeit erfolgreicher Arbeit zurücksehen; die Deutsche Kulturverwaltung hat in den fünf Jahren ihres Bestehens nicht nur den ihr gestellten Aufgabekreis erfüllt, sie hat sich auch im Bewußtsein der Volksgenossen durchsetzen können. Seit zwölf Jahren arbeitet der „Estländische Gegenseitige Hilfsverein“ segensreich auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge an den notleidenden Stammesgenossen.

Es kann hier nicht alles aufgezählt werden, was im verflossenen Friedensdezennium an Arbeit am Deutschtum geleistet wurde.

Vor 25 Jahren, am 30. September / 13. Oktober 1905, wurde in den Räumen des damaligen „Revaler Klubs“ der „Estländische Deutsche Bildungsverein“ gegründet, der dann zuerst unter dem Namen „Deutscher Schulverein in Estland“, später entsprechend seinem mit der Zeit erfolgten inneren Ausbau „Deutscher

Verein in Estland“ in einem Zeitabschnitt von rund neun Jahren zu einem Brennpunkt der nationalen Arbeit werden sollte.

Als im August 1914, in den ersten Tagen des Krieges, die vom Deutschen Verein unterhaltenen und unterstützten Schulen geschlossen, Geschäftsstelle und Archiv versiegelt, der Deutsche Verein aufgelöst wurde, schien es, als sei ein schönes und großes Werk auf immer vernichtet, dem estländischen Deutschtum ein nie zu verwindender Schlag versetzt worden.

Heute wissen wir, daß die kurze Spanne, die ein gnädiges Schicksal dem deutschen Volkstum Estlands zur Selbstbesinnung gewährte, daß die Arbeit, die in dieser Zeit durch Frauen und Männer am begonnenen Werk geleistet wurde, dazu genügte, ein weites Feld zu bestellen und die Ausfaat zu beenden. Alle Stürme und Nöte, die dann über Heimat und Deutschtum hineinbrachen, vermochten es nicht, diese Saat zu vernichten. Was im Herbst 1914 durch die behördlichen Verbote und die Siegel der Polizeioffiziere zerschlagen wurde, war nur die Form — der Geist blieb bestehen, durch ihn wurde der Wiederaufbau in den Nachkriegsjahren erst ermöglicht.

Auch der „Deutsche Verein“ hatte nicht aus dem Leeren schöpfen müssen, er knüpfte bewußt an Bestehendes an; wenn seine vornehmste Aufgabe auch der Zukunft, dem Ausbau der deutschen Schule galt, so hätte diese Aufgabe nie durchgeführt werden können, ohne die in Jahrhunderten erwachsene Freudigkeit zur Selbstverantwortung, die den Grundstock aller landischen und städtischen Ständeorganisationen bildete.

Man begann von unten aufzubauen, deutsche Kindergärten, Elementarschulen, Bürgerschulen, Mittelschulen, aber auch den Erwachsenen wurde durch Vorträge und geistige Darbietungen die Möglichkeit der geistigen Fortbildung geboten. Was damals, besonders in den ersten Jahren, an Arbeit geleistet wurde, läßt sich in Worten schwer schildern. Durchgeführt wurde sie von einer selbstaufopfernden Liebe zur Sache. Wer die Gelegenheit gehabt hat, diese Arbeit im Entstehen zu sehen, wird zur Überzeugung gekommen sein, daß die kurze Zeitspanne zwischen 1905 und 1914 eine merkwürdig intensive Blüte des estländischen Deutschtums brachte. Es war ein großes Werk, an dem geschaffen wurde, es wurde mit Eifer gearbeitet, es kam vor, daß die Späne flogen. Aber das Ziel wurde im Auge behalten. Es war natürlich nicht nur der Deutsche Verein, der für deutsche Schulen und deutsches Geistesleben sorgte, es gab in Reval und im ganzen Lande eine Reihe von Institutionen, die sich derselben Aufgabe widmeten und die heute noch bestehen. Aber der „Deutsche Verein“ hat in der kurzen Zeit seines Bestehens immer neuen Ansporn zu dieser Arbeit gegeben.

Und noch eins: seine Sache war nicht die Angelegenheit eines Standes, einer Klasse, einer Gruppe, sie war Angelegenheit des gesamten Deutschtums, das war damals etwas Neues, dadurch wurde das ganze Volkstum auch für Kämpfe mit dem Schwert zusammengeschweißt; das bewies wenige Jahre später das Balttenregiment.

# Auslanddeutsches Schrifttum aus Ungarn, Südslawien und Rumänien

Ausstellung in der Deutschen Bücherei in Leipzig

Wir entnehmen einer Darstellung Dr. W. Luigs im „Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel“ die folgenden Ausführungen.

In Ungarn steht Budapest als Erscheinungsort qualitativ und quantitativ an der Spitze; hier ist es insbesondere der Ungarländisch-Deutsche Volksbildungsverein, dessen literarisches Wirken auch im Reiche auf Anteilnahme rechnen kann. Auch die „Deutsch-ungarischen Heimatsblätter“ können jeder reichsdeutschen Bibliothek zur Bereicherung dienen, ebenso einige Ausgaben der Volksbücherei des Sonntagsblattes. Man gewinnt den Eindruck, daß aus den Kreisen des Volksbildungsvereins für das literarische Schaffen des ungarländischen Deutschtums ein starker Antrieb ausgehen kann, insbesondere, wenn man einen Vergleich zu den bescheidenen Schriftzeugnissen aus den übrigen deutschen Siedlungsgebieten Rumpfungarns zieht. Sind hier also beachtliche Ansätze zu einer organischen Weiterentwicklung der deutschen Literatur gegeben, so hinterläßt eine Schau des deutschen Schrifttums in Südslawien den Eindruck, daß es hier zu einer zentralen Befruchtung der sich überall regenden Produktionskräfte noch nicht gekommen ist. Es erklärt sich dieses wohl aus der Zusammensetzung des neuen Südslawenstaates, dessen Grenzen eine Anzahl deutscher Siedlungsgebiete von ihren geistigen Anregungszentralen abgeschnitten haben. Ein gemeinsames neues Zentrum haben sie sich noch nicht schaffen können. Was in den Einzelgebieten für die Pflege der Heimatgeschichte, der Kirche, Schule und volksdeutschen Erziehung dennoch geleistet wird, verdient offene Anerkennung.

Rumänien bietet wiederum ein anderes Bild. Die Deutschen des Altreiches haben es zu keinem nennenswerten Schrifttum gebracht. Erweckend wird der „Deutsche Kalender für Rumänien“ (Bukarest) wirken. Die Bemühungen des bessarabischen Deutschtums um Schaffung einer bodenständigen deutschen Literatur verdienen besondere Beachtung. Die Bukowina ist mit einer landeskundlichen Vierteljahrsschrift und Festschriften vertreten, wogegen im Banat der Reichtum an historischer Literatur besonders auffällt und Zukunft zu verheißen scheint. War der Blick bisher auf Einzelleistungen und Ansätze eingestellt, so bietet sich ihm bei der Betrachtung der siebenbürgischen Produktion das Bild einer ganz erstaunlich reichen und wohlgegliederten Gesamtleistung. Allgemeine Einführungsschriften, landeskundliche und historische Abhandlungen, das Schrifttum der Evangelischen Landeskirche u. B. und der Schulanstalten, Volkskalender und Almanache, Schriften zur Minderheitenfrage, Vereinschriften von wissenschaftlicher Bedeutung, Wirtschaftsliteratur und eine Fülle schöngeistigen Schrifttums lassen in bezug auf Ausstattung und Inhalt vergessen, daß dieses

Produktionsgebiet immerhin im entfernteren Ausland liegt. Der reichsdeutsche Beschauer, der von den Auslandsdeutschen nur die Vorstellung einer politisch, wirtschaftlich und kulturell notleidenden Bevölkerungsgruppe hat, bleibt vor diesem siebenbürgischen Schrifttum unwillkürlich staunend stehen und erkennt die ungebrochene geistige Antriebskraft, die dieser ältesten deutschen Auslandsiedlung zutiefst eigen ist und Früchte hervorbringt, die sich neben den entsprechenden Erzeugnissen reichsdeutscher Schriftenproduktion getrost sehen lassen können.

## Wieder einmal die Flausen

Karl Rauch schreibt in einer führenden Zeitschrift „Der Bücherwurm“: Leichte, ganz leichte Ware, ein rechter Sommervogel, der Band, den der Verlag der Krafft & Drotleff N. G. in Hermannstadt (Rumänien) als späten Sommergruß mir geschickt hat. „Siebenbürgische Flausen“ von Heinrich Zillich. Ich warne zimperliche Leute. Aus siebenbürgischem Volksgut wird hier handfest und derb, um ein großes Scherzwort nicht verlegen, geplaudert. Saftig und in erdiger Urwüchsigkeit genial. Das Bändchen hat in seiner Struktur etwas von der soliden Kraft mittelalterlicher Holzschnitte. Es zeigt, daß die abseitigen Volkssplitter von der mitteleuropäischen Asphaltstarre und Literatenborniertheit noch unangekränfelt sind. Wer den rechten Unterschied ermessen will zwischen konstruierendem Intellektualismus, schnödem Epigonentum und ackerfeuchter Volkskunst erster Quelle, der lese nacheinander Josef Winklers „Sollen Bomberg,“ um den man jahrelang eine Bombensensation gebraut hat und diesen einfältig schönen Band aus Kronstadt. Zillich, Siebenbürgische Flausen kostet geb. 100 Lei, brosch. 80 Lei.



## Bücherschau

Misch Drend: Reimsprüche und Narrenlieder. Gonterus-Buchdruckerei und Verlagsanstalt. Hermannstadt 1930.

Wer Dr. Drend kennt, dem wird dieses Büchlein eine über die Tatsache der Drucklegung hinausgehende Freude bereiten. Wer den Verfasser aus dem Werkchen sich erschließt, wird es leicht tun. Am Beginne steht dieses Gedicht: „Die Veilchen blühen am Gartenzaun, ich seh' die Vögel Nester bau'n. / Ich seh' es sprießen, Kraut und Gras: ein Leben, das aus sich genas. / Ein Leben, das einst wieder stirbt, das wieder wächst und neu verdirbt. — / Und wir dazwischen hingestellt, ein staunend Tier aus fremder Welt: / Wo kommt dies her? Wo geht das hin? Das macht so schwer mir meinen Sinn.“ — Hier ist mancherlei Grundsätzliches gesagt, und was nun in zwei großen Abteilungen „Besinnlich“ und „Schalkhaft“ in etwa einhundert Einzelgedichten abgewandelt wird, das umschließt so etwa den ganzen Kreis der Probleme, die Misch Drend zu tiefst bewegen. Man wird das heilige Feuer erkennen, das den Verfasser durchlodert, wenn man die Fülle des Erörterten überschaut. Die Form ist schlicht und fein und anspruchslos, und wir werden dem Verfasser recht geben, wenn er in seiner „Schlußbetrachtung“ sagt: „Es bläht der Wind durch Kraut und Klee: ridendo

verum dicere, vielleicht noch mehr ironice, bringt Euch viel Spaß und manches Weh' — doch daß in viel Capitulo ich weiter nichts fand außer Stroh, glaubt mir, das macht mich wenig froh, drum formt ich meine Rede so.“

Festschrift Johannes Biehle, Professor der Musik und Kirchenmusikdirektor, Professor an der Technischen Hochschule Berlin, Vorsteher des Institutes für Raum- und Bauakustik, Kirchenbau, Orgel-, Glockenwesen und Kirchenmusik, Dozent an der Universität Berlin, Hilfsarbeiter im Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Berlin. Zum sechzigsten Geburtstag überreicht. Herausgegeben von Erich H. Müller, Ristner und Siegel, Leipzig 1930.

Der Gedanke, Professor Johannes Biehle zum sechzigsten Geburtstag und der zeitlich damit zusammenfallenden Eröffnung seines „Institutes für Raum- und Bauakustik, Kirchenbau, Orgel-, Glockenwesen und Kirchenmusik“ nach der Überführung von Bauzen nach Berlin mit einer wissenschaftlichen Ehrengabe der Verehrung für seine Persönlichkeit Ausdruck zu geben, fand einen so einmütigen Widerklang bei allen Freunden und den näheren Fachgenossen, daß allein schon dadurch das hier vorliegende Werk seine Prägung erhielt. Dieses kleine Werk, in das nur handschriftliche und bisher ungedruckte Beiträge aufgenommen wurden, spiegelt im Verzeichnis der Verfasser die Vielseitigkeit des damit Gefeierten wider. Freunde und Fachgenossen danken mit dieser Festschrift Johannes Biehle für seine bahnbrechende Arbeit auf den von ihm betreuten Gebieten, die ihm zum großen Teil erst ihre Erschließung verdanken. Der Herausgeber der Schrift, Dr. Erich Müller-Dresden, schrieb einen Beitrag: „Die alte Orgel in der evangelischen Stadtpfarrkirche zu Hermannstadt.“

Konstantin Turtureanu: Die Vereinigung der Fürstentümer und die Entwicklung des Staatsgedankens in Rumänien. Nach einer am Militärlyzeum in Iasi am 24. Januar 1929 gehaltenen Rede anlässlich der siebenjährigen Wiederkehr der Vereinigung der rumänischen Fürstentümer. Iasi 1929. Druck und Verlag: „Viața Românească“.

Der Erinnerung an seine fürs Vaterland gefallenen Brüder Theodor und Arcadius widmet der Verfasser sein Werk. Der Gedanke, daß seine Broschüre, die zuerst in rumänischer Sprache erschien, für die ehemaligen österreichischen Staatsbürger, die meistens noch ungenügend das Rumänische beherrschen, von Interesse sein wird, veranlaßte ihn, die Broschüre auch ins Deutsche zu übertragen. Die Untersuchung ist unmittelbar auf den Ablauf der siebenzig Jahre seit der Begründung des rumänischen Staates eingestellt und bringt eine ganze Reihe wertvoller Literaturangaben, die am Schlusse auch noch gesondert in einem Quellenverzeichnis gesammelt sind. Etwa die Hälfte der ganzen Literatur hat N. Jorga zum Verfasser, Publikationen, die sich über zwanzig Jahre hin erstrecken, und die immense Produktivität dieses Gelehrten wieder einmal erkennen lassen.

Stephan Konečný und Karl Eckhardt: Grundschularbeit. Im Auftrage des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht herausgegeben. Preis broschiert 5 Rm. gebunden 6.50 Rm. Verlag Julius Velh, Langensalza-Berlin-Leipzig.

Die erste Auflage des Buches hat in den Kreisen der Lehrerschaft aller Schulformen eine freundliche Aufnahme gefunden. Der Wunsch, recht schnell die neue Auflage herauszubringen, hat es zweckmäßig erscheinen lassen, von Änderungen oder Ergänzungen des Inhalts abzusehen. Das Buch bringt wieder zunächst den Hauptinhalt der auf den 126 Grundschullehrgängen des Zentralinstituts gebotenen Vorträge. Außer den Rednern, die ihre Vorträge in eine gedrängtere und straffere schriftliche Form gebracht haben, kommen noch andere Pädagogen, Praktiker und Theoretiker, auch Mütter zu Worte und äußern sich zu den verschiedenen Fragen der Grundschularbeit

und ihren Beziehungen zu dem, was an Bildungsarbeit vorausgeht, nebenherläuft und folgt, in ihrer ganz persönlichen Einstellung. Das Buch ist in erster Linie für den Lehrer der Grundschule bestimmt. Es soll aber auch dem Lehrer der Oberstufe der Volksschule Hilfe für seine Arbeit bieten.

Dr. Heinz Brandisch: 25 Jahre Lehrerinnenbildungsanstalt. Festschrift zum 25-jährigen Bestande der Lehrerinnenbildungsanstalt der evang. Landeskirche N. B. in Rumänien. Unter Mitwirkung von Friedrich Czifeli, Paul Schuller und Josefine Siegmund. Friedr. J. Horeth, Schäßburg 1929. 8°. 138 S.

Der jetzige Direktor der ev. Lehrerinnenbildungsanstalt in Schäßburg veröffentlicht in vorliegender Festschrift eine Reihe recht lesenswerter Abhandlungen. Besonders der von ihm selbst verfaßte erste Aufsatz — „Entstehen und Werden unserer Anstalt“ — erscheint sehr wertvoll, da der Verfasser darin nicht nur die hindernisreiche Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte dieser Anstalt selbst zeichnet, sondern zugleich einen charakteristischen Einblick in den damaligen Stand der Frauenfrage unter den Siebenbürger Sachsen gewährt. Der zweite Aufsatz — ein Bruchstück aus einer Gedenkrede — gibt eine geistvolle, mit viel innerer Anteilnahme geschriebene Schilderung der liebenswürdigen und dabei doch kraftvollen Persönlichkeit des ersten Direktors und eigentlichen Begründers der Anstalt, Dr. Julius Jakobis, dessen dankbarem Andenken die ganze Festschrift gewidmet ist, während die drei letzten Aufsätze (Dr. Heinz Brandisch: Die siebenbürgisch-sächsische Dorfschule im 17. Jahrhundert; Friedrich Czifeli: Beobachtungen über den Sprachgebrauch in St. L. Roth's Jugendchriften; Paul Schuller: Eigennamen vom Gebiete Schäßburgs) den Beweis erbringen, daß neben intensiver pädagogisch-praktischer Tätigkeit auch noch wissenschaftliche Arbeit an dieser Anstalt geleistet wird. Dem wertvollen Inhalt entspricht auch die bescheidene, dabei aber vornehm gediegene äußere Ausstattung der Festschrift, die außerdem noch mit zwei Bildern (die evang. Lehrerinnenbildungsanstalt in Schäßburg; Dr. J. Jakobis) geschmückt ist. Aus all diesen Gründen eine recht ansprechende und sympathische Broschüre.

Die Deutschen in Sibirien. Reise durch die deutschen Dörfer Westsibiriens. Von Dr. Helmut Anger. Veröffentlicht mit Unterstützung der Deutschen Akademie. Herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas, Komitee zur Pflege der kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und der Republik der Wolgadeutschen. Gr. 8°, VIII und 104 Seiten, 44 Abbildungen auf Kunstdruckpapier und 7 teils zweifarbige Karten. Gehftet 4'80 Rm. Im Ost-Europa-Verlag, Berlin W. 35 und Königsberg in Preußen.

Aber Sibirien herrscht trotz mancher Veröffentlichungen in Westeuropa noch manche Unklarheit. Die vorliegende Arbeit gilt im besonderen der Aufhellung der Bedeutung und Eigenart des vom deutschen Volke und der Wissenschaft bis jetzt kaum beachteten Deutschtums in Sibirien. Der Verfasser hat seine eingehenden und wissenschaftlichen Untersuchungen über dieses Thema geschickt mit einer lebendigen Darstellung seiner mehrmonatigen Reise durch Sibirien verknüpft, die er mit Unterstützung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft durchführte. In der Beschreibung seiner Fahrt durch die deutschen Dörfer erzählt Anger anschaulich vom Leben und der Arbeit, den kulturellen Verhältnissen, sprachlichen und sonstigen volkskundlichen Eigenarten der deutschen Sibirienbauern, eine lebendig gehaltene Charakteristik, die besonders auch vom Standpunkt des Minderheitenproblems beachtet werden sollte. Das aufschlußreiche Buch mit seinen mannigfaltigen Naturschilderungen ist mit mehr als 40 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers ausgestattet, die manchen wirklichkeitsgetreuen Einblick bieten, und es auch für Volks- und Schulbüchereien usw. geeignet erscheinen lassen.

Andreas Barabás: Das erste Dezennium des ungarischen Unterrichtswesens in Rumänien von 1918—1928. Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Die Stimme der Minderheiten“ 1929. Heft 1—12. Buchdruckerei Huszváth und Hoffner, Lugosch. 8°. 131 S.

Der Verfasser, der sich in seinen Ausführungen nach Möglichkeit nur auf offizielle rumänische Quellen stützt, gibt in vorliegender Broschüre eine ziemlich ausführliche, mit statistischen Daten vielfach beleuchtete Darstellung des ungarischen Unterrichtswesens in den zehn ersten Jahren seit Entstehung Großrumäniens. Seine Darlegungen zeigen in oft erschütternder Weise, wie die zahlreichen Verordnungen und Maßnahmen der verschiedenen rumänischen Regierungen in diesem Zeitraum dem Geist der sog. Karlsburger Beschlüsse und den Äußerungen einsichtiger rumänischer Politiker unmittelbar nach der Übernahme des Imperiums in Siebenbürgen (z. B. Bogdan-Duica; S. 11) geradezu Hohn sprechen. Er kommt schließlich auf Grund seiner Feststellungen auf dem Gebiete des ungarischen Unterrichtswesens zu dem niederschmetternden und verbitternden Ergebnis: „daß die bisher (in Rumänien) befolgte Minderheitskulturpolitik nicht das Resultat von linksischen Verfügungen eines zaudernden Regimes und ein Mißbrauch der von übertriebenem Nationalismus beseelten ausübenden Amtspersonen ist, sondern ein kalt und schonungslos erkonnenes und fühlloses Herzens durchgeführtes Regierungsprogramm.“ Wohl kein erhebendes, doch für jeden kulturpolitisch interessierten Leser lesenswertes und aufschlußreiches Buch.

Dr. Heinz Brandisch: Mädchenbildung und Frauenberufe. (Viertes Buch der Bücherei des siebenbürgisch-sächsischen Lehrers.) Markusdruckerei, Schäßburg 1930. 8°. 220 S.

Das vorliegende Buch, dessen Herausgeber das Fortschreiten der allgemeinen Frauenbewegung genau verfolgt zu haben scheint, ist geboren aus der Sorge des Beobachters heraus über die Gefahren, die sich ihm dabei bei aller Freude darüber doch auch gezeigt haben. Er sieht sie vor allem darin, „daß die Familie trotz der vertieften Bildung, die dem Mädchen heute zuteil wird, an Wirksamkeit im eigenen kleinen Kreise und darüber hinaus immer mehr verliert“, und daß das Streben nach Gleichberechtigung zu einer Form der Gleichförmigkeit in der Erziehung führt, die nicht wünschenswert sein kann. Um die sächsische Volksgemeinschaft und auch die sächsischen Mädchen und deren Eltern vor diesen Klippen der Frauenbewegung im allgemeinen zu bewahren, rollt Brandisch hier die ganze große Frage unserer d. h. der siebenbürgisch-sächsischen Mädchenbildung auf, um schon begangene und erprobte Wege aufzuweisen und zugleich auch neue verheißungsvolle Ziele auf diesem noch so vielumstrittenen Gebiet moderner Erziehungsarbeit aufzustellen. Damit in enger Verbindung sucht er auch eine zweite wichtige, für das Lebensglück des einzelnen Mädchens so bedeutungsvolle Frage zu beleuchten: die Frage nach der weiblichen Berufswahl. Diesen umfangreichen und schwierigen Stoff zu bewältigen, hat er einen ganzen Stab ernster Mitarbeiter — größtenteils Frauen, die im Berufe stehen — herangezogen, damit die gegebenen Rat schläge so recht aus dem Leben heraus erfolgten. So birgt das Buch, abgesehen von den rein praktischen Zielen, denen es dienen will, eine Fülle wertvollster Anregungen und Hinweise in sich für jedermann, der Interesse nicht nur für Mädchenbildung, sondern für Fragen der Erziehung überhaupt besitzt.

Das abgeänderte Zwangsausgleichgesetz. Im Monitorul Oficial Nr. 146 vom 4. Juli d. J., erschien die Abänderung zum Präventivausgleichgesetz aus dem Jahre 1929. Diese Novelle enthält eine Anzahl wichtiger Neuerungen, die das bestehende Gesetz in seinen wichtigsten Teilen abändern und den während des einjährigen Bestandes zutage getretenen Mängeln abzuhelpfen versucht. Dieses für unsere

Kaufmannschaft und die juristischen Kreise wichtige Gesetz erschien samt der Novelle in zweiter Auflage als ein einheitliches Ganzes zusammengefaßt, von den Rechtsanwältin Dr. Karl Gündlich und Friedrich Reschmann, Hermannstadt, in die deutsche Sprache übersetzt und kommentiert, im Verlage der Krafft & Drotleff U. G., Hermannstadt. Der Verlag hofft mit der Herausgabe dieser Übersetzung einem dringenden Bedürfnis weiter Kreise unserer Kaufmannschaft und Industriellen zu entsprechen und einem schon oft geäußerten Wunsche nachzukommen, ist es doch wichtig, daß nicht nur derjenige sich über die wichtigsten Bestimmungen dieses Gesetzes orientiere, den die andauernde wirtschaftliche Krise in die unangenehme Lage versetzt, das Gesetz für sich in Anwendung zu bringen, sondern auch der, der als Gläubiger seine Interessen zu schützen hat. Die Erläuterungen, die zu jedem Artikel, wo es notwendig erschien, von berufener Seite geschrieben wurden, erleichtern den Gebrauch dieser Ausgabe ganz wesentlich. Bestellungen können an jede Buchhandlung oder direkt bei dem Verlag der Krafft & Drotleff U. G., Hermannstadt, abgegeben werden.

Dr. Jakob Bleyer: Das Deutschtum in Rumpfungarn. Mit ethnographischen und siedlungsgeschichtlichen Karten. Unter Mitwirkung von Univ.-Prof. Dr. Heinrich Schmidt, Gymn.-Prof. Rogerius Schilling, D. Cist. Dr. Johann Schnitzer herausgegeben. Volksbücherei des „Sonntagsblattes“, Bd. 2. Budapest 1928. Verlag des „Sonntagsblattes“ VI., O-utca 12. Preis: 8 Pengö.

Aber das Deutschtum im alten großen Ungarn gibt es eine Reihe von zusammenfassenden Monographien. In all diesen Werken wird aber gerade das Deutschtum des heutigen Rumpfungarn recht stiefmütterlich behandelt. Hauptsächlich wohl in der Tat darum, weil dieses Deutschtum zumeist von privaten, geistlichen und weltlichen Grundherrschaften und nicht vom Arar angesiedelt worden war, und infolgedessen sich in den großen Wiener und Budapester staatlichen Archiven darüber wenig Urkundenmaterial fand. Wenn es richtig ist, daß eine allseitige und erschöpfende Monographie über das Deutschtum in Rumpfungarn sich mangels entsprechender wissenschaftlicher Vorarbeiten auch heute noch nicht schreiben läßt, so läßt sich sagen, daß es ein besonders glücklicher Gedanke des Herausgebers des vorliegenden Werkes war, sich auf das Wichtigste zu beschränken: auf die Frage der Mundarten und der Ansiedlung und auf den Versuch, das Deutschtum im heutigen Ungarn in seinem Volkstum geographisch-statistisch zu erfassen. Dieser „Versuch“ ist auf das glänzendste gelungen, und das Werk stellt mit seinem Text, seinen Tabellen und seinem Kartenmaterial einen unerhörten Aktivposten in der auslanddeutschen Forschung dar. Es ist jedem unentbehrlich, der sich mit dem Problem auseinanderzusehen hat.

## Empfehlenswerte Bücher für den Auslanddeutschen

Deutscher Almanach für das Jahr 1931. Herausgegeben von Dr. Konrad Außbacher. Ausstattung von Karl Stratil. 250 Seiten auf holzfreiem Dickdruckpapier und 19 Bilder auf Kunstdruckpapier. In vornehmer Ausstattung 1'50 Rm. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig.

Wieder bietet der Verlag mit seinem Almanach ein geschlossenes Ganzes, einen Querschnitt durch die geistige und weltanschauliche Lage unserer Zeit. Der 30. Todestag Nietzsches, das bevorstehende Erscheinen seiner Werke in der Universal-Bibliothek

geben den Anlaß zu wesentlichsten Aufsätzen über seine Lehre und sein Leben. Von führenden Philosophen unserer Tage äußern sich Ludwig Klages, Leopold Ziegler, Hans Driesch zu wichtigen Fragen der Weltanschauung; Aufsätze über die Lebenshaltung der neuen Generation, über Kierkegaard und seinen Kampf mit dem „Korsar“ (mit den berühmten Karikaturen), ein unbekanntes Selbstporträt Schopenhauers, Gedichte und Novellen vervollständigen das reiche, umfassende Bild dieses Almanachs, der sich zur Aufgabe setzt, ein Wegweiser durch die Zeit zu sein, und seinem Herausgeber, Dr. Konrad Ruffbächer, ein schönes Zeugnis erlesenen Geschmacks und hohen geistigen und künstlerischen Niveaus ausstellt.

Kalender des Auslandsdeutschums 1931. Herausgegeben vom Deutschen Ausland-Institut Stuttgart. Ausland und Heimat-Verlags- u. Aktiengesellschaft Stuttgart. Preis 2 Rm.

Wiederum ist dieser prächtige Bildweiser erschienen, der in keinem ausland-deutschen Hause fehlen darf. Wir empfehlen die Anschaffung auf das dringendste und behalten uns eine eingehende Würdigung des Werkes in größerem Rahmen vor. Einen Bezug raten wir aber, rasch durchzuführen, denn die ersten sechs Ausgaben für die vorangegangenen Jahre waren regelmäßig trotz der hohen Auflagen ausverkauft.

Mia Munier-Wroblewska: Winternot. Unter dem wechselnden Mond. Werden, Wachsen und Welken eines kurländischen Geschlechts. Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn. 1930. 8<sup>o</sup>, 288 Seiten.

Das Werk trägt die Widmung: „Dieses Buch schrieb die Verfasserin in ehrfürchtigem Gedenken derer, die unter dem Rasen ruhen.“ Es folgt den vier vorangegangenen Bänden: Märzhoffen, Sommerregen, Sonnenwende, Herbststerne und schließt diesen Romanzyklus wirkungsvoll ab. Wir möchten uns hier auf bereits ausgesprochenes beziehen dürfen, wenn es gilt, die Kunst der Munier-Wroblewska zu charakterisieren. Die Verfasserin malt kurländische Eigenart bis auf die provinziellen Sprachwendungen hinab getreu in ihren Einzelheiten. Über dem Einzelnen und seinem Erleben steht der große Zusammenhang der Geschlechter, dem alles schicksalhaft eingeordnet ist. Ein Ahnen vom Walten urewiger Mächte liegt über den Schilderungen der Munier-Wroblewska und erhebt sie über die Kultur- und Heimatmalerei ins allgemein Menschliche.

Hermann Norden: „Durch Abessinien und Erythräa.“ Reiseerlebnisse. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Dr. Karl Soll. Mit 50 Tafelbildern und einer Karte. Verlag Scherl, Berlin. 1930. Ganzleinen 5 Rm.

Dieses neue Buch über Abessinien bringt eine Fülle von bisher unbekanntem Material. Die fast erdrückende Fülle von Erlebnissen, die auf Norden während seiner Reise eindringt, stellt der Verfasser klar, lebendig und überzeugend dar, nichts ist für ihn ohne Bedeutung, mag es sich um Menschen oder Dinge, Geographie oder Sitten und Gebräuche handeln. Norden benutzt nicht die üblichen Reisewege, sondern fährt nach dem Besuche der Hauptstadt Addis Ababa durch das Rote Meer nach Erythräa, dringt also durch die italienische Kolonie von Norden her in Abessinien ein und geht dann bis an den Nil. Die ausgezeichnete Übersetzung besorgte Karl Soll.

Gustav Naumann: Hundejunge. Zweite Auflage. Brosch. 2 Rm., geb. 3 Rm. Ludwig Vöggelreiter-Verlag, Potsdam.

Einer, der die Jugend kennt und liebt, hat sich dies Buch vom Herzen geschrieben. Bei ihm geht es nicht rührend aus mit Rettung von oben, Freundschaft und Lebensglück. Er will die Kluft zeigen, die zwischen oben und unten sich auftut, zeigen, daß kein „Wohl tun“ sie füllt, kein „Herablassen“ sie überbrückt, kein „Haben“ sie ausgleicht,

sondern nur der Wille: mein Bildungsgut dem Volkstum, mein Denken dem Erkennen seiner großen Fragen, mein Lebenswerk seiner Zukunft, meine Liebe jeder Menschenseele in ihm ohne Vorbehalt und Vorurteil.

**Monika Hunnius:** Baltische Frauen von einem Stamm. 1.—10. Tausend. 1930. Eugen Salzer-Verlag, Heilbronn. Broschiert 1'60 Rm., gebunden 2 80 Rm.

Monika Hunnius, die deutsche Dichterin aus dem Baltikum, ist im Reich noch lange nicht so bekannt, wie ihre klare Erzählerkunst und ihre gütige Menschlichkeit es verdienen. Pflichttreue, Menschenliebe und Gottvertrauen — das ist ihr Dreiklang, in dem ihr vorbildliches Wesen sich zusammenschließt. Sie, die Sängerin und gesuchte Gesangspädagogin, hat im Alter zur Feder gegriffen. Wer ihre Bücher zur Hand nimmt, öffnet sich selbst die Türe zu stillen, sonnigen Gärten.

**Julius von Farkas:** Gärende Seelen. Eine Erzählung aus dem ungarischen Jungenleben. 2. Auflage. Potsdam 1929. Ludwig Voggenreiter-Verlag.

Auch dieser, nämlich der vierte Band der von Voggenreiter herausgegebenen Spurbücherei reiht sich den anderen der verdienstvollen Sammlung würdig an. Die ganze Welt Ungarns und das volle Leben der Pfadfinderei wird vor uns lebendig, ganz abgesehen davon, daß uns die Gestalten der Helden packen und nicht wieder loslassen.

**Rodion Markowits:** Sibirische Garnison. Roman unter Kriegsgefangenen. 13.—20. Tausend. Im Propyläen-Verlag, Berlin. Autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Ludwig Hatvany, bearbeitet von Ernst Weiß. Brosch. 4'50 Rm., in Leinen 6 Rm.

Dieses Werk erschien unter dem Titel „Das Lager am Ussuri“ in der „Bosnischen Zeitung“ und verdankt seine Verbreitung dem Eintreten Hatvany's. Es wurde, nachdem es der Verfasser in zwei Bänden in einer kleinen Provinzdruckerei erscheinen ließ, schließlich durch die Publikation eines Budapester Verlegers zum „großen Erfolg“. Die englische Presse ist des Lobes voll. So schreibt Manchester Guardian: Das Werk schürft nach Wahrheit und ist untadelig . . . wegen der Originalität des Stoffes verdient es seinen Platz neben den besten Werken der Weltliteratur.

**Gustav Naumann:** Otto der Ausreißer. Bruchstücke aus einem Tagebuch. 11.—15. Tausend. Brosch. 4 Rm., geb. 5 Rm. Ludwig Voggenreiter, Potsdam.

Hindenburg hat über dieses Buch geschrieben: Ich werde es meinem Enkelsohn zu lesen geben. Daraufhin werde ich es in meine Kriegsbibliothek einreihen, damit es auch für später meinen jüngeren Enkelöhnen ein zum Nachdenken über sich selbst anregendes Buch sein möge. Wer sich nur mit Philosophie abgibt, der kaufe sich nicht, wem aber das Leben eine gesunde Philosophie und Sinn für Tapferkeit und Streiche, Ehrlichkeit und Geradsinn gegeben hat, der hole sich das Buch. Es leuchten da viele Motive heraus, die unsere Zeit bewegen. Es ist köstlich, wie sie in die strahlende Frohheit der Wandertage gebettet sind.

**Oskar Walter Eisek:** Die Satarin. Erzählungen. Gebrüder Enoch-Verlag, Hamburg 1929. Leinenband 6 Rm.

Auf diesen Novellenband des Kleistpreisträgers Eisek möchten wir besonders auch in dieser Abteilung unserer Zeitschrift ausdrücklich hinweisen. Thomas Mann schreibt darüber: Es ist eine sehr schöne gediegene Arbeit, die ohne Fagen und Gezappel mit ruhig beherrschten und würdigen Mitteln alles erreicht, was sie anstrebt, und künstlerisch den besten deutschen Überlieferungsgeist verwaltet. Ich habe meine Freude gehabt an der sicheren Vertrautheit, mit der das exotische Milieu, seine Natur, sein Menschentum gesehen und gestaltet ist, und an der gebändigten Kraft, mit der

das Empfinden des Lesers an diesem fernen, fremden fruchtbaren Leben beteiligt wird. Es ist kein Zweifel: Oskar Walter Eifel ist eine große Hoffnung. Er verdient Beachtung und Liebe in weitestem Ausmaße, und wir empfehlen sein Werk auf das Wärmste. Denn wundervoll und sicher gestaltet der Dichter in diesen Novellen die fremde glühende Welt des Orients, seine bunte Natur und sein fremdes, kräftiges Leben. Und auf diesem Hintergrunde zeigt er uns einzelne Menschen, die in natürlicher, starker Ungebrochenheit leben, wie die junge Satarin in der Sittelerzählung, oder still und melancholisch abseits stehen, wie das zarte, seine Judenmädchen, das unbewußt sehnüchtig auf die Erfüllung seines Daseins wartet.

**Hans Christoph Raergel: Ein Mann stellt sich dem Schicksal.** Roman. Erstes bis drittes Tausend. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1929. 260 Seiten. 8°. Preis kart. 5'65 Rm., Leinen 7'20 Rm.

Ein weiter innerer Weg führt von dem Erstlingswerk „Des Heilands zweites Gesicht“ und den Novellen „Der Hellscher“ zu „Heinrich Budschigt“ und von da weiter aufwärts zu dem neuen Buch „Ein Mann stellt sich dem Schicksal“. Der Grubenassistent Andreas Thomale von dem die Dorfbewohner sich mancherlei Sonderbares erzählen, zieht in das verrufene „Rote Haus“. Hier stoßen ihm seltsame Geschichten zu. Aber je härter das Leben ihn schlägt, desto lichter wird es in ihm; das Glück des Wissens lastet so schwer, daß es fast ein Leid ist. Eine Fülle von Personen begegnet in dem Roman. Wir schauen in Abgründe, wir spüren die innere Verbundenheit der Menschen. Sie gehen Irrwege, die doch nur Umwege sind und irgend einmal zu einem Ziele führen. Die Darstellung ist ganz schlicht. Während Raergel erzählt, schildert er unmerklich ein unsichtbares schicksalhaftes Walten, wir ahnen zugleich ein höheres, ein tieferes Sein, das hinter Wesen und Dingen sich birgt. Das Buch zeigt den Menschen Raergel, wie er ist, wie er sich sieht, wie er sein möchte. Ein neuer Abschnitt im Schaffen des Dichters beginnt.

**Hans Friedrich Blunck: Land der Vulkane.** Eine Geschichte von drüben. 1.—4. Tausend. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1929. 184 Seiten 8°. Geh. 3'50 Rm., Leinen 6 Rm.

Dieses Buch kann man geradezu als den Typ des guten Volksbuches bezeichnen. Es behandelt ein aktuelles Thema, nämlich das Problem des Auslanddeutschen in Mittelamerika in überzeitlicher allgemein menschlicher Weise. Sowohl der Freund lebendigen, rein äußerlichen Geschehens (Leben auf der Farm, Vulkanausbruch) wie der tiefersehende besinnliche Leser kommt durch die absolut gemeisterte Art der Darstellung des Problems auf seine Rechnung. Auch die abenteuerliche Jugend wird Freude an diesem Buche haben. Denn hier wird die wirkliche Dichtung des Abenteurers sichtbar.

**Westermanns Monatshefte.** Illustrierte Zeitschrift der Gebildeten. Jubiläumsjahrgang 75. Oktober 1930.

Nun sind die ersten Hefte des Jubiläumsjahrganges erschienen und haben gehalten, was Herausgeber und Verlag versprochen. Das Oktoberheft ist ganz besonders reichhaltig geraten. Es ist unmöglich, alle Beiträge auch nur dem Titel nach bekannt zu geben. Besonders auffallend ist die prächtige Fülle reichhaltigster und auf das wundervollste durchgeführter Illustration.

**Welhagen & Klasing's Monatshefte.** Berlin. 45. Jahrgang. Oktober 1930.

In diesem wiederum prachtvoll ausgestatteten Hefte erscheinen die Erinnerungen von Lujo Brentano, Aufzeichnungen aus der Zeit seiner Leipziger Professur. Das besonders anziehende Verhältnis Maria Theresias zu ihren Töchtern behandelt der Wiener Geschichtsforscher Prof. Dr. H. Kretschmayr. Aber auch für die Unterhaltung ist hier in vorbildlicher Weise und geschmackvollst gesorgt.

# Inhalt

Die Geschichte des Vereins für das Deutschtum im Auslande — eine Geschichte des deutschen Volksgeistes von Dr. Richard Csaki-Hermannstadt.

Geheimes Deutschland? von Dr. phil. et jur. Walther Tritsch-Berlin.

Kärnten als Bollwerk des deutschen Südostens von Fritz Heinz Reimesch-Berlin.

Der Dorfglöckner und Kirchendiener. Studie von Alfred Klöß-Lugosch.

Rundschau: Der literarische Niederschlag der Kronstädter Vereinsstage. — Nikolaus Schmidt †. — Der VI. Europäische Nationalitäten-Kongreß in Genf. — 50 Jahre-Feier des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge. — Die Stuttgarter Tagung des „Verbandes der Deutschen Volksgruppen in Europa“. — Fünfundzwanzig Jahre Deutschtumsarbeit. — Auslanddeutsches Schrifttum aus Ungarn, Südslowien und Rumänien (Ausstellung in der Deutschen Bücherei in Leipzig). — Wieder einmal die Flausen.

Bücherschau.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslanddeutschen.

\*

Herausgeber: Dr. Richard Csaki-Hermannstadt.

Schriftleiter: Dr. Walther Schreiber-Hermannstadt.

Ostland-Verlag, Hermannstadt.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Diese Zeitschrift erscheint am 1. eines jeden Monats im Umfang von 2—3 Druckbogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Ostland-Verlag Hermannstadt (Sibiu), Rumänien, Straußenburggasse.

Preis des Einzelheftes für Rumänien 35 Lei, für das Ausland 0'90 R.-M., Halbjahresbezug für Rumänien 180 Lei, für das Ausland 4'50 R.-M., Jahresbezug für Rumänien 360 Lei, für das Ausland 9 R.-M., für Österreich Jahresbezug 15 Schilling, Halbjahresbezug 7'50 Schilling.

Die Bezugspreise verstehen sich einschließlich Postversand. Zahlungen sind zu leisten im Inland auf das Konto des Deutschen Kulturamtes an die Hermannstädter allgemeine Sparkassa, die Bodenkreditanstalt, beide in Hermannstadt, oder an den Verlag selbst. Im Ausland an die Deutsche Landmannbank A. G., Berlin, W. 9, Röhenerstraße 40/41, bzw. Postscheckkonto, Berlin, NW. 1563 68.

